

Die historische Entwicklung  
der deutschen Sprachinsel  
Galizien

Mariahilf

Flehberg

Rosenheck

Vororte der Stadt  
Kolomea



# DER VERFASSER



Siegmund Kolmer



Fieberg: Hof des Altrichters JOSEF KOLMER  
Geburtshaus des Verfassers

Siedlungen der Böhmerwälder in Galizien

Mariahilf

Das Jahr 1811 ist für die Geschichte der böhmischen Bauern in Galizien ein wichtiges Jahr. In diesem Jahr wurden die ersten Siedlungen der Böhmerwälder in Galizien gegründet. Diese Siedlungen waren die ersten, die die böhmische Bauern in Galizien kennen lernten. Die Siedlungen waren in der Regel in der Nähe von Städten und Dörfern gegründet. Die Siedlungen waren in der Regel in der Nähe von Städten und Dörfern gegründet.

# Mariahilf

Das Jahr 1811 ist für die Geschichte der böhmischen Bauern in Galizien ein wichtiges Jahr. In diesem Jahr wurden die ersten Siedlungen der Böhmerwälder in Galizien gegründet. Diese Siedlungen waren die ersten, die die böhmische Bauern in Galizien kennen lernten. Die Siedlungen waren in der Regel in der Nähe von Städten und Dörfern gegründet. Die Siedlungen waren in der Regel in der Nähe von Städten und Dörfern gegründet.

gegründet anno 1811

Das Jahr 1811 ist für die Geschichte der böhmischen Bauern in Galizien ein wichtiges Jahr. In diesem Jahr wurden die ersten Siedlungen der Böhmerwälder in Galizien gegründet. Diese Siedlungen waren die ersten, die die böhmische Bauern in Galizien kennen lernten. Die Siedlungen waren in der Regel in der Nähe von Städten und Dörfern gegründet. Die Siedlungen waren in der Regel in der Nähe von Städten und Dörfern gegründet.

# Siedlungen der Böhmerwälder in Galizien

## Mariahilf

Wer sich mit der Herkunft der ersten Mariahilfer Siedler beschäftigt, der muß sonderbarerweise zunächst einen Blick nach Osten in das benachbarte Buchenland (Bukowina) werfen. Nachdem dieses kleine Ländchen nach dem russisch-türkischen Krieg 1775 endgültig zu Österreich gekommen war, beauftragte die Militärverwaltung interessierte Kaufleute mit der Erschließung des weiteren Raumes, vor allem durch die Nutzbarmachung der Urwälder und die Errichtung von Glashütten.

In jener Zeit strebte die Glasindustrie in Westböhmen bereits ihrem Höhepunkt zu, und ihre Erzeugnisse fanden bis in ferne Länder einen guten Absatz. Es war deshalb verständlich, wenn man in dieses Gebiet erfahrene Werber schickte, Glasbläser und Holzhauer für die im Buchenland zu errichtenden Glashütten zu gewinnen. Die in Aussicht gestellten Bedingungen waren so günstig, daß viele Familien den Entschluß faßten, in das Land mit einer besseren Zukunft auszuwandern.

Bereits 1793 entstand die erste Glashütte - die Althütte - bei Krasna, die nach der Abholzung der Wälder nach 20 Jahren aufgegeben werden mußte. Die ohne Beschäftigung dastehenden Holzfäller gaben ihren unsicheren Beruf auf, verwandelten die gerodeten Flächen in brauchbares Ackerland und wurden Kleinbauern. Die Glasbläser zogen mit der Verwaltung weiter nach Norden und bauten die "Neuhütte" auf, für die man wieder die Waldarbeiter aus dem Böhmerwald holte. Es bestanden überhaupt noch viele Möglichkeiten, die Glasindustrie weiter auszubauen. Die günstige Gelegenheit nutzte der jüdische Geschäftsmann Josef Rechenberg, übernahm die Glasarbeiter von der in Lubaczow/Galizien eingegangenen Glasfabrik und war ebenfalls genötigt, für die Aufrechterhaltung des Betriebes, weitere Holzfäller aus Westböhmen anzuwerben.

Unter den zukunftsweisenden Voraussetzungen kam 1803 eine größere Gruppe von Holzfällern an, welche die Glashütte bei Putna mit Brennholz beliefern sollte. In der Nähe ihrer Arbeitsstelle ließen die sich mit ihren Familien nieder und mußten, ohne eine Unterstützung zu erhalten, auf den zugeteilten 4 Joch ( 1Joch= 0,575 ha) Rodungsland ihre Notunterkünfte selbst in Gemeinschaftsarbeit aufbauen. Ihrer Siedlung gaben sie Ehren des Hofkriegsrates Erzherzog Karl den Namen Karlsberg. Die schweren und enttäuschenden Lebensbedingungen hätte man schon ertragen, wenn die Geschäftsführung der Glashütte nicht Leistungen verlangt hätte, die einer brutalen Ausbeutung gleichkamen. Einige Jahre hielten die verbitterten Arbeiter durch, bis offene schwere Auseinandersetzungen ausbrachen. Die österreichische Militärverwaltung versuchte den Streit zu schlichten, aber es war schon zu spät. Der größte Teil der sich betrogen fühlenden Karlsberger war für die "Absiedlung"



1935 Nach dem Kirchgang

Häuser  
von rechts: Bauer (Smulku), Gerstel (Tyklen), Lehrach (Propstyn)

die auch am 21. Mai 1811 erfolgte, und für die Rückkehr in die alte Heimat im Böhmerwald. Auf dem Heimweg legten sie auf dem Gebiet der Stadt Kolomea/ Galizien eine längere Rastpause ein, nahmen bald mit der Stadtverwaltung Verbindung auf und schlossen im gleichen Jahr noch einen Kaufvertrag, kraft dessen jede der 33 Familien 4 Joch Land erhielt. Dazu kamen noch 4 Joch Kirchenland.

Über die Herkunftsorte dieser Siedler aus dem Böhmerwald gab es früher nur allgemeine Hinweise, etwas Genaueres wußte man nicht. Erst Erich Prokopowitsch, Wien, fand bei seinen Nachforschungen im Kriegsarchiv in Wien für das Jahr 1803 eine Ansiedlerliste von Karlsberg, in der viele Mariahilfer Familiennamen vorkommen. Die fehlerhafte Schreibweise verschiedener Orts- und Familiennamen hängt wohl mit der schlechten Aussprache der oft schreibunkundigen Antragsteller zusammen, die aber anhand der Ortsverzeichnisse und Einwohnerliste des mittleren Böhmerwaldes von 1945/46 einigermaßen genau bestimmt werden konnten. Daraus geht hervor, daß der größte Teil der Mariahilfer aus dem westlichen Teil des ehemaligen Prachiner Kreises stammte, insbesondere aus den Gemeinden Rehberg, Stadln, Stubenbach, Großhaid, Haidl am Ahornberg, Seewiesen, Eisenstein und den dazugehörigen Dörfern und Weilern. Zur Erklärung soll noch hinzugefügt werden, daß jede Gemeinde aus mehreren Dörfern, Weilern, Einzelhöfen und Gütern bestand. In anderen von Prokopowitsch gefundenen Listen kommen noch die Namen Wenzel Reitmeier, Michael Paukner, Thomas Rückel, Georg Linzmeier und Johann Gefre vor. Zu den Neusiedlern in Mariahilf stießen in den folgenden Jahren noch weitere Ostwanderer aus der gleichen Gegend und aus anderen Gebieten, so daß in der ganzen Sprachinsel Mariahilf vor der Umsiedlung (1939) 49 deutsche Familiennamen vorhanden waren. Ein Auszug aus der von Prokopowitsch entdeckten Ansiedlerliste von Karlsberg soll den aufmerksamen Leser zur Familienforschung anregen. Die Nachkommen der Einwohner der Mariahilfer Sprachinsel werden vielleicht auch interessiert sein, zu erfahren, in welchen Orten des mittleren Böhmerwaldes vor der Vertreibung 1945/46 Familien mit den gleichen Namen lebten.

Nach dem kleinen Ausflug in den Böhmerwald nun wieder zurück in das Siedlungsgebiet von Kolomea. Die Verwaltung bot den neuen Bürgern zuerst Land in der unmittelbaren Nähe der Stadt an, aber die ehemaligen Gebirgler zogen es vor, weitab vom Trubel der vielen Menschen siedeln zu dürfen. Sie wollten für sich eine geschlossene Gemeinschaft bilden und die Verbindung zur Natur beibehalten, denn - wie sie sagten - "aus dem Wald sind wir gekommen und in den Wald wollen wir wieder zurück". Um einen richtigen Wald dürfte es sich nur teilweise gehandelt haben, sondern mehr um ein gerodetes, mit Gestrüpp und Unkraut bewachsenes Gelände. Die Hauptursache für den Rückzug in die Waldeinsamkeit dürfte wohl auch darin gelegen haben, daß die Preise für die zuletzt angebotenen Grundstücke

Ansiedler, welche von National Unterthanen Häuser angekauft haben, zu Radautz

Posten	Namen der Colonisten	Seelenzahl				Waren vor der Einwanderung in der Bukowina ansäßig			Sind hier dotirt mit Rottungsgründen	Gewerb	Anmerkung eingetroffen
		M.	W.	S.	Z.	Land	Kreis	Ort			
1	Johann Hüfner	3	1	4		Böhmen	Prachin	Philippshütten	—	Schneider	Juni 1803

Zu Putna:

6	Joseph Gruber	2	4	6		Böhmen	Prachin	Reinied	—	Leinweber	
7	Johann Schmidt	2	2	4		Böhmen	Prachin	Stadl	—	Leinwanddrucker	
8	Georg Schmidt	5	2	7		Böhmen	Prachin	Stadl	—	Schmidt	
9	Georg Zettel	4	4	8		Böhmen	Prachin	Stadl	—	Schuster	

Ansiedler, welche mit Gründen noch nicht dotirt sind:

4	Michael Kolmer	2	4	6		Böhmen	Prachin	Eisenstein	—	Fuhrmann	Juni 1803
5	Thomas Rickl	2	3	5		Böhmen	Prachin	Eisenstein	—	Holzhaue	Juni 1803

Radautz den 18ten August 1803

Johann Modes Verwalter

Erläuterungen:

Einige Herkunftsorte der Siedler konnten bei genauester Durchsicht der Gemeindefisten des mittleren Böhmerwaldes mit dazugehörenden Dörfern und Weilern aus dem Jahre 1845/46 nicht ermittelt werden. Es ist nur eine Deutung möglich. Nr. 7 Kreinberg, es gibt einen Greinberg bei Glaserwald; Nr. 10 Kühberg bei Glaserwald oder bei Gesen; Nr. 15 Grenberg = Grünberg bei Rehberg; Nr. 19 Hual = Höhal bei Stadln; Nr. 20 Böhmischhütten bei Stadln; Nr. 23 und 28 Großwald = Großhaid; Nr. 24 Heidel = Haidl am Ahornberg; 29 Annet, wahrscheinlich Einöd bei Stadln oder Markt Eisenstein oder Einöde bei Glaserwald; Nr. 30 Kriegerhof = Kriegseisenhof bei Kochet (151 ha groß); Nr. 32 Großhodi = Großhaid; Nr. 34 Jankeisen, wahrscheinlich Hinterhauser (Hinterhäuser); Nr. 6 bei Radautz - Reinied konnte nicht gedeutet werden.

Siegmund Ködmer

# Auszug

Ansiedlerliste des deutsch-böhmischen Dorfes Karlsberg  
K. K. Remontierungskommando K. K. Dotations Herrschaft Radautz

## Verzeichnis

der auf der Herrschaft Fratantz nächst der Putnaer Aerarial Glashütte auf der Colonie Carlsberg auf Rottungsgründen angesiedelten deutsch-böhmischen Tagelöhner und Holzhauerfamilien, dann einiger anderer Gewerbsleuten

Posten	Namen der Colonisten	Seelenzahl			Waren vor ihrer Einwanderung in der Bukowina ansäßig			Sind hier dotiert mit Rottungsgründen	Gewerb	Anmerkung eingetroffen
		M	W	Summe	Land	Kreis	Ort			
3	Johann Bauer	1	2	3	Böhmen	Prachin	Hurka	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
4	Anton Bauer	1	1	1	Böhmen	Prachin	Hurka	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
5	Wenzel Müller	5	1	6	Böhmen	Prachin	Stubenbach	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
7	Wenzel Baumann	2	2	4	Böhmen	Prachin	Kreinberg	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
10	Georg Glaser	2	1	3	Böhmen	Prachin	Kühberg	4 J.	Holzhauer u. Sechsmacher	Juni 1803
12	Johann Plechina	4	3	7	Böhmen	Prachin	Ober-Bergreichenstein	4.787.	Holzhauer u. Leinweber	Juni 1803
13	Johann Müller	1	4	5	Böhmen	Prachin	Stubenbach	4.787.	Holzhauer	Juni 1803
15	Wenzel Hofmann	3	2	5	Böhmen	Prachin	Grenberg	4.387.	Holzhauer u. Weber	Juni 1803
17	Georg Plechina	4	6	10	Böhmen	Prachin	Ober-Bergreichenstein	4 J.	Holzhauer u. Binder	Juni 1803
18	Michael Weber	1	2	3	Böhmen	Prachin	Stubenbach	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
19	Josef Rikel	3	4	7	Böhmen	Prachin	Hual	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
20	Andreas Aschenbranner	1	1	1	Böhmen	Prachin	Böhmischhütten	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
23	Jakob Kuffner	2	3	5	Böhmen	Prachin	Großwald	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
24	Jakob Schaffhauser	2	1	3	Böhmen	Prachin	Heidel	4 J.	Holzhauer u. Schuster	Juni 1803
25	Johann Neuburger	3	4	7	Böhmen	Prachin	Annet	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
28	Johann Kuffner	2	3	5	Böhmen	Prachin	Großwald	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
29	Andreas Hodelka	3	2	5	Böhmen	Pilsen	Broden	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
30	Mathias Liebel	1	2	3	Böhmen	Prachin	Kriegerhof	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
31	Johann Lörrach	1	1	2	Böhmen	Prachin	Kriegerhof	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
32	Franz Straub	2	1	3	Böhmen	Prachin	Großhodi	4 J.	Holzhauer	Juni 1803
34	Andreas Rippel	5	4	9	Böhmen	Prachin	Jtenheisen	5.137.	Holzhauer	Juni 1803
35	Michael Schmidt	1	4	5	Böhmen	Prachin	Stadl	2 J.	Holzhauer	Juni 1803





Maria-↑ hilt

Johann Straub  
Franz Liebel  
Rosalie Neuburger  
Leo Lehner  
Polnische Schule  
Leo Straub  
Franz Lehner

Josef Moyses  
Johann Brosch  
Titus Lehner

Barbara Blechinger  
Ferd. Schafhauser  
Siegmund Gerstel  
Josef Gerstel  
Julius Schnell  
Josef Lehner  
Jakob Gerstel  
Peter Gerstel  
Leo Sanojca  
Josef Sanojca  
Franz Sanojca  
Maria Lehrach  
Karl Gruber  
Anna Gerstel  
Karl Rippol  
Franz Lehner  
Adam Lehner  
Johann Dolinski  
Josef Lehner  
Ignaz Wagner  
Benedikt Sanojca  
Johann Sanojca  
Susanne Swincicki  
Wladimir Mykietyn  
Johann Ruckel  
Ferd. Winkelbauer

Josef Moyses  
Johann Brosch  
Titus Lehner

Franz Schafhauser  
Karl Straub  
Franz Müller  
Ignaz Gefri

Josef Lehrach  
Josef Baumann  
Haus Reinpold  
Ferdinand Blechinger  
Michael Reitmeier

Ferdinand Wurm  
Johann Blechinger  
Josef Gerstel  
Franz Baumann  
Johann Schafhauser  
Ferdinand Skwarczynski

Martin Paukner  
Ferdinand Liebel

Ludwina Paukner  
Rudolf Brosch  
Johann Waldmann  
Josef Waldmann

Edmund Lepp  
Th. Knihnicki  
Adolf Waldmann

Emilie Lehner  
Josef Gruber  
Kapelle  
Peter Kosak

Rosenheck  
Adolf Gruber  
Anna Gerstel

Johann Waldmann  
Rosina Lepp  
Rudolf Lepp  
Josef Schmiedel  
Thomas Sanojca

Petschankaweg

Rosenheck

Erläuterung  
Bei Gehöften ohne  
Namen waren die  
Besitzer Polen  
oder Ukrainer

Mariahilf

Stadteil von Kolomea  
Nach Angaben von Rudolf Baumann  
gezeichnet von Lehrer Siegmund Kolmer

Die Leinwandbleiche  
Gasse  
Die Gasse

Kolo. ↓ meier

Das alte Dorf

- Johann Straub
- Maria Lehner
- Benedikt Weber
- Ferdinand Gerstel
- Titus Reitmeier
- Ferdinand Blechinger
- Kath. Pfarrkirche
- Organistenhaus
- Ludwina Lehner
- Anna Aschenbrenner
- Eduard Lehner
- Rudolf Baumann
- Johann Aschenbrenner
- Franz Kudelka
- Josef Lehner
- Ferdinand Rippel
- Max Baumann
- Johann Baumann
- Ferdinand Baumann



- Thomas Rippel
- Ferdinand Lehner
- Rudolf Kolmer
- Josef Lehner
- Rudolf Gefri
- Rudolf Reitmeier
- Ignaz Kolmer
- Rosalie Hoffmann
- Ferd. Hansdörfer
- Heinrich Reitmeier
- Ignaz Gerstel
- Johann Kudelka
- Ignaz Baumann
- Rudolf Rippel
- Franz Baumann
- Josef Kudelka
- Ignaz Lehner
- Maria Lehrach
- Johann Lehrach
- August Rückel
- Ferdinand Gerstel
- Katharina Gerstel

Das neue Dorf

- Ferdinand Schafhauser
- Thomas Lehner
- Katharina Kudelka
- Ignaz Neuburger
- Johann Lehrach
- Katharina Gerstel
- Johann Bauer
- Karl Weber
- Johann Rippel
- Josef Lehner
- Ignaz Baumann
- Franz Kolmer
- Ignaz Reitmeier
- Rudolf Anger
- Titus Kolmer

Pederweg Rosenheck →

- Franz Baumann
- Deutsches Haus
- Johann Hansdörfer
- Johann Baumann
- Titus Baumann
- Johann Blechinger
- Rudolf Lehner
- Rudolf Witowski
- Ferdinand Blechinger
- Franz Blechinger
- Ferdinand Blechinger
- Anna Weber
- Josef Straub
- Karl Gruber
- Franz Weber
- Josef Kolmer
- Josef Weber
- Josef Rippel
- Roseggerschule
- Ferdinand Lehner
- Johann Schafhauser
- Karl Baumann
- Leo Gerstel
- Johann Baumann
- Maria Baumann
- Anna Kudelka
- Michael Lehner
- Katharina Gerstel
- Rudolf Pankner

Maria-Hilf

noch niedriger waren.

Mit dem Entschluß, auf dem Gebiet der Stadt Kolomea zu bleiben, fingen auch die ersten schweren Jahre an. Da die Leute beim Neubeginn von keiner Seite, weder von der Landesregierung noch von der Stadt, eine Unterstützung erhielten, mußten sie mit den wenigen Mitteln ihre Unterkünfte selbst bauen. Das waren einfache, aus Balken gezimmerte, mit Ästen, Baumrinden und Waldgras bedeckte Hütten, die nur einen notdürftigen Schutz vor den Unbilden der Witterung brachten. Gleichzeitig begann auch die Not, da kein einziges Stück Ackerland für die Bestellung mit Getreide, Hackfrüchten und Gemüse vorhanden war. Die zugewiesenen Grundstücke mußten erst gerodet, von Baumstümpfen und Sträuchern befreit und für die Landwirtschaft urbar gemacht werden. Die erste Bewährung gelang hoffnungsvoll, denn die Siedler kamen aus einem Lande, in der harte Arbeit, Sparsamkeit und Bescheidenheit noch zu den allgemein anerkannten Tugenden gehörten. In der alten Heimat wurden sie schon durch die ständigen Rodungen und Trockenlegung von versumpften Wiesen für solche Pionierarbeit gut vorbereitet. Die neue Heimat brachte für sie also keine großen Umstellungen. Die Erfolge müssen recht hoch eingeschätzt werden, wenn man bedenkt, daß die Neusiedler von keiner Seite eine brauchbare Hilfe fanden. Ihnen ging es nicht so gut wie den Auswanderern aus Südwestdeutschland, den Pfälzern und Schwaben, denen der größte Teil aller Sorgen durch die österreichische Regierung durch den Aufbau der Gehöfte, der Bereitstellung der wichtigsten landwirtschaftlichen Geräte und der Zuteilung eines kleinen Viehbestandes abgenommen hatte.

Der Grund, weshalb die Siedler ihre neue Ortschaft Mariahilf nannten, ist nicht bekannt. Er dürfte wohl darin liegen, daß es in Böhmen viele Wallfahrtskirchen mit diesem Namen gab und die Menschen in der schweren, entbehrungsreichen Anfangszeit die Hilfe und den Beistand der Mutter Gottes erlebten. Der tief verwurzelte Volksglaube dürfte bei der Namensgebung von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein. Leider lag über dem "Dorf", wie die Leute bis zum Schluß sagten, seit der Gründung ein ausgebreiteter, nie weichender Schatten, der seinen Ursprung darin hatte, daß die Ortschaft als Vorstadt von Kolomea keine kommunale Selbstständigkeit erhielt und daher auch niemals über die eigenen Gemeinschaftsbelange selbst entscheiden konnte. Der polnische Stadtrat faßte meistens Beschlüsse, die sich gegen die Interessen der Deutschen richteten. In dieser bedauerlichen Tatsache lagen die Wurzeln für die bis zum Schluß (1939) hinziehenden und oft erbittert geführten kulturellen, schul- und kirchenpolitischen Auseinandersetzungen.

Da die Familien - bis 10 Kinder waren keine Seltenheit - sehr groß waren, wurde das Dorf, das von der Kaiserstraße bis zum Pedernweg reichte, zu eng für eine weitere Vergrößerung. Sparsamkeit und Bescheidenheit waren notwendig, um den

nachfolgenden Söhnen durch Landkauf von den Ackerbürgern der Stadt neue Hofstellen errichten zu können. Die erworbenen Grundstücke waren durchweg nasse Wiesen und Weiden, die den bisherigen Eigentümern keinen Nutzen einbrachten. Bei der Kultivierung halfen die Großfamilien zusammen, so daß nach kurzer Zeit aus Ödland bald ertragreiche Felder wurden. Bei jungen Ehen, die da angesiedelt werden sollten reichten die von der jungen Frau neben einer einfachen Wohnungseinrichtung mitgebrachten Barmittel dazu, ein Haus (Wohnung und Stall unter einem Dach) und eine Scheune aufzubauen. Auf diese Weise entstanden schon nach einer Generation das "neue Dorf" und nacheinander die Tochttersiedlungen Flehberg (1842) und Rosenheck (1866). Es verdient bei der Gründung von Flehberg und Rosenheck erwähnt zu werden, daß die ersten Ländereien wegen der niedrigen Preise wieder weit ab von der Stadt gekauft wurden. Im Laufe der Zeit entwickelten die beiden Neugründungen ein Eigenleben, das zu einer weitgehenden Selbstständigkeit führte. Nur die Pfarrei in Mariahilf bildete das gemeinsame Band.

Das Leben im schon größeren Dorf ging weiter, und die Leute waren ständig damit beschäftigt, den vielen Kindern neue Lebensgrundlagen zu schaffen. Das sich stadteinwärts hinziehende "neue" Dorf erreichte bald den Petschenkaweg und bot bald auch keine Ausdehnungsmöglichkeiten mehr. Der Kampf ums Dasein ging weiter. Die Ackerbürger, abfällig auch Mischtschane genannt, verkauften weiter Stück um Stück die verwilderten Felder an die Deutschen und so entstand die "Leinwandbleiche" (Leiwabloich). Selbst in die von Ukrainern und Polen schon ziemlich dicht bewohnte "Gasse" (d' Gossn) drangen die Deutschen ein und setzten sich auch wegen ihrer Tüchtigkeit durch. Ihre Gehöfte waren durch den besseren Baustil sofort zu erkennen. Nachdem hier keine Ausdehnungsmöglichkeiten mehr bestanden, war man gezwungen, nach Flehberg, Rosenheck und nach Westen auszuweichen. Man pachtete zunächst von einem jüdischen Gutsbesitzer den auf dem der ukrainischen Gemeinde Rakawitz (Rakowczyk) liegenden "Step" (Steppe) als Viehweide, kaufte später das ganze Gelände auf und machte daraus gutes Ackerland. Langsam entwickelte sich daraus die beachtliche Einsiedlung Rakawitz, die später noch genauer behandelt werden soll.

Die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung vollzog sich im stillen, ohne Unterstützung aber auch ohne Behinderung, und das war gut so. Die Leute hatten ihre eigene, wenn auch auf niedrigstem Niveau stehende Privatschule, in der die Kinder die Grundkenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen erwarben, die für das Leben in der Landwirtschaft genügten. An den Besuch einer höheren deutschen war schon aus finanziellen Gründen nicht zu denken. Es kam aber langsam die Zeit heran, da die Schulbehörde die Verwirklichung des Reichsschulgesetzes von 1869 verlangte. Das alte Schulgebäude entsprach in keiner Weise den Bestimmungen, für die



Winter '39/40

- Dorfstraße -



- Kirchengemeinde -  
Mariahilf

Errichtung eines neuen war kein Geld da, geschweige denn für die Besoldung eines vollausgebildeten Lehrers. Die leutseligen und aufrichtigen Vertreter des Ortes und der Eltern glaubten den Vorschlägen der Stadtverwaltung und den Beteuerungen des polnischen Ortspfarrers, stimmten der Schließung der eigenen Privatschule zu und waren mit der Eröffnung einer öffentlichen Volksschule (1898) einverstanden. Das um so mehr, nachdem man ihnen die Zusicherung gab, die Unterrichtssprache werde deutsch bleiben. In dem in polnischer Sprache abgefaßten und daher von den deutschen Vertretern nicht ganz verstandenen Übergabevertrag stand nichts von der Beibehaltung der deutschen Vortragssprache. Durch Unwissenheit und Naivität wurde ein Grundrecht aufgegeben, um dessen Wiederherstellung später schwer gekämpft werden mußte. Dazu kamen noch die Auswirkungen einer politischen Entwicklung, von der die Leute keine Ahnung hatten, daß nämlich die Polen nach der Gewährung der Landesautonomie (1867) die ganze Verwaltung, auch im ukrainischen Ostteil, an sich gerissen hatten und nur dann bereit waren, eine Privatschule in die öffentlich-staatliche Betreuung zu übernehmen, wenn damit die Einführung der polnischen Unterrichtssprache verbunden war. Es gab zwar einige Ausnahmen, aber in Mariahilf sollte dieses Ziel voll durchgesetzt werden. Die polnischen Beamten und der polnische Ortspfarrer waren bestrebt, die deutschen Katholiken zu polonisieren, um die schwache eigene Position gegenüber den Ukrainern zu stärken. Diese Ansicht glaubte man um so schneller und leichter erreichen zu können, nachdem in jener Zeit die Deutschen noch keine eigene Gesamtführung und entsprechende Schutzorganisation hatten. Der hinterhältige Wortbruch wurde bald verwirklicht: 1903 wurden Schule und Kirche vollständig polonisiert.

Die beiden einschneidenden Maßnahmen gaben den Anstoß zum völkischen Erwachen. Die aufgestaute Empörung kam zum Ausbruch und steigerte sich bis zur Bereitschaft, für Volkstum, Schule und Kirche zu kämpfen. In dieser schweren Lage kamen wie durch Gottes Fügung die Retter: das "Deutsche Volksblatt", Lemberg, und der "Bund der christlichen Deutschen in Galizien". Schon am 19. Januar 1908 fand unter Leitung des Landwirtes Josef Kufner eine große Versammlung statt, zu der viele Mariahilfer, Rosenhecker und Flehberger erschienen waren. Als Redner traten Wanderlehrer Sandauer aus Wien, Lehrer Kopf aus Brigidau und Lehrer Dreßler aus dem benachbarten Baginsberg auf, die in eindringlichen und mitreisenden Worten dazu aufriefen, die den Deutschen zustehenden Rechte nicht aufzugeben. Mit starkem Beifall wurde den Rednern für die zukunftsweisenden Ausführungen gedankt, und alle gingen mit dem beruhigenden Gefühl nach Hause, im "Bund" endlich den Verfechter der völkischen und schulischen Anliegen gefunden zu haben. Nach dem Verlassen des Versammlungslokales nahm die Polizei eine Ausweiskontrolle vor, wobei sie es besonders auf Lehrer Dreßler abgesehen hatte. In einem Bericht des Deutschen Volksblattes hieß es der Polizist habe Lehrer



Winter 1939/40

- Pfarrkirche mit Dorfstraße
- Blick vom Westen nach Osten



Winter 1939/40

- Pfarrkirche - Ostansicht

Dreißler als Staatsverbrecher hingestellt, der die öffentliche Ruhe störe und die Leute zu gesetzwidrige Handlungen aufwiegele. Im Wiederholungsfalle werde er vor ein Gericht gestellt und an die Schulbehörde die Aufforderung gerichtet, ihn als Lehrer seines Dienstes zu entheben und überhaupt für den Lehrerberuf als untauglich zu erklären. So etwas geschah 1908 in Galizien, einem Kronland von Österreich!

In der polnischen Lokalzeitung "Goniec Pokucki" hieß es bald darauf, in einem haßerfüllten Artikel, Sandauer und Dreißler hätten den Versuch unternommen, die Kolonisten zu "verpreußen". Außerdem wurde die Schulbehörde und der Magistrat aufgefordert, die Einführung der deutschen Unterrichtssprache in der öffentlichen Schule und den Bau einer deutschen Privatschule zu verhindern. Trotz der konzentrierten Hetze der Polen, an der Spitze der Leiter der staatlich-polnischen Schule Edmund Brandstätter, eines Renegaten, und seiner Mitläufer, konnte das völkische Erwachen nicht mehr zerschlagen werden. Zuerst gründete man eine Ortsgruppe des Bundes der christlichen Deutschen (1908) und ein Jahr später eine zweite des "deutschen Schulvereins" in Wien. Die Leitung der beiden Organisationen übernahm der schon erwähnte einfache, der sehr geschätzte und bereits bewährte Landwirt Josef Kufner. Unter seiner Führung faßte man noch im gleichen Jahr den Beschluß, mit Hilfe beider Verbände eine deutsche Privatschule zu bauen, ein Vorhaben, das trotz vieler Schwierigkeiten in Angriff genommen wurde und am 5. September 1910 mit einer eindrucksvollen, nationalen Einweihung den Abschluß fand. Der erste Leiter, der nach dem Heimatdichter Rosegger benannten Schule, Oberlehrer Jakob Reinpold aus Bruckenthal/ Galizien, erfüllte vorbildlich nicht nur gegenüber den Kindern seine Pflichten, sondern er setzte sich mit aller Kraft für die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung seiner großen Schulgemeinde ein. Im neu erbauten "Deutschen Haus" richtete man eine Warenhalle ein, mit deren Hilfe man sich von den Händlern in der Stadt etwas absetzen wollte. Außerdem hatte man endlich einen geräumigen Saal für Veranstaltungen jeder Art, denn es mußte auf allen Gebieten eine umfangreiche Aufklärungsarbeit durchgeführt werden. Das Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit ging weiter. Schon am 6. Januar 1911 wurde in einer von Oberlehrer Jakob Reinpold und Lehrer Heinrich Filipak gut vorbereiteten Versammlung, in der Oberlehrer Johann Dreißler die Grüße von Pfarrer Faust überbrachte und die Satzung mit allen rechten und Pflichten erläuterte, die Gründung und sofortige Eröffnung einer Raiffeisenkasse beschlossen. Die segensreiche Tätigkeit der "Kassa", wie sie im Volksmund genannt wurde, kann heute im einzelnen nicht nachgewiesen werden, aber beim ständigen Landkauf, der Erweiterung und Neugründung von Höfen spielte sie als Beschaffer von Darlehen die wichtigste Rolle. Bald danach (21.1.1911) schlossen sich unter der Führung des Lehrers Heinrich Filipak 51 Burschen und junge Männer in einem Turnverein



Polnische Schule



im September 1936 vor der deutschen Schule

zusammen, in dem neben der körperlichen Ertüchtigung auch der kameradschaftliche und völkische Gedanke gepflegt werden sollte. Eine weitere Aufgabe sah man darin, bei allen nationalen, kulturellen gesellschaftlichen Veranstaltungen aktiv mitzuwirken.

Es konnte nun, wie vor einem Jahr bei der Einweihung der Roseggerschule, an die Vorbereitung der Jahrhundertfeier (1811 - 1911) herangegangen werden. Über die zweitägige Veranstaltung (24. und 25. Juni) berichtete das deutsche Volksblatt, Lemberg, folgendes:

"Wir haben eine schöne Feier mitgemacht, die Jahrhundertfeier der Gründung von Mariahilf. Es ist das erste Mal in Galizien, daß eine Siedlung eine solche Feier begeht; denn wenn es auch ältere Kolonien gibt, so ist es in den Zeiten, als der völkische Gedanke noch nicht geweckt war, niemand eingefallen, den Jahrestag der Einwanderung festlich zu begehen. Wir wollen hoffen, daß in Zukunft auch andere dem gegebenen Beispiel folgen und solche Tage, welche als völkische Ehrentage zu betrachten sind, entsprechend feiern werden. Das Gelingen des Festes ist außer dem Festausschusse hauptsächlich den Stammesbrüdern aus der Bukowina zu verdanken, welche sowohl durch ihr zahlreiches Erscheinen als auch ihre Teilnahme an der Programmgestaltung das meiste geleistet und gezeigt haben, wie solche überhaupt zu veranstalten sind."

Ich will versuchen, eine kurze Beschreibung der Feier zu geben. Auf einer Reihe geschmückter Wagen fuhren wir vom Bahnhof nach Mariahilf. Am Eingang des Ortes erhob sich eine Pforte von Tannengrün, an welcher Oberlehrer Reinhold die erscheinenden Festgäste begrüßte. Sodann ging es im geschlossenen Zuge unter Begleitung der Ortsmusik zum Platze, wo die Sonnwendfeier stattfinden sollte.

Ein mächtiges Feuer loderte hier zum Himmel empor und beim Prasseln der Flammen begann Herr stud. Geib aus Czernowitz die Feuerrede. Er wies darauf hin, wie vor Jahrtausenden unsere Vorfahren am selben Tage sich um die lodernden Feuer versammelten, um das Schwinden des Licht- und Sonnengottes zu begehen. Doch nicht Weinen und Wehklagen hätten damals geherrscht, sondern die frohe Zuversicht, daß der gestorbene Sonnengott im neuen Jahr mit neuer Kraft und Herrlichkeit hervortreten wird, um die Finsternis, die Nacht, des Deutschtums ärgsten Feind, siegreich zu zerstreuen. So dürfe auch der Deutsche in ärgster Volksnot nicht verzagen, sondern müsse stets auf den endlichen Sieg des deutschen Gedankens über sämtliche Feinde hoffen und darauf hinarbeiten. Nach Schluß der Rede brausten die Töne der Wacht am Rhein durch die Nacht, und die Czernowitzer Turner sprangen nach altdeutscher Sitte durch die lodernden Flammen. Nachdem das Feuer niedergebrannt war, ordnete sich der Zug zur Rückkehr in das "Deutsche Haus."

Es begann der Kommers. Bald ergriff Prof. Dr. Kaindl das Wort, um in zündender



Altar der Pfarrkirche

Rede die Begeisterung als diejenige Eigenschaft zu preisen, welche als erste Bedingung jeder völkischen Arbeit anzusehen ist, welche daher wir Deutsche im Osten pflegen sollten. Der zweite Redner, Inspektor Rudolf Kaindl, ermahnte, außer der Pflege des Geistes auch die Körper nicht zu vergessen, eingedenk des Sprichwortes: In einem gesunden Körper wohnt auch ein gesunder Geist. Daher forderte er die Jugend auf, unter der Leitung der Lehrer durch Turnen den Körper zu stählen, die Erwachsenen aber, das gleiche Ziel in einer Turnfeuerwehr zu suchen.

Doch bald drängte die ungeduldige Jugend zum Tanze, dem auch der Rest des Abends gewidmet wurde.

Der nächste Morgen vereinigte die Mariahilfer und die Gäste beim Gottesdienste, wobei der verehrte Pfarrer Schie aus Molodia eine erhebende Predigt hielt, welche die Herzen der Anwesenden rührte. Unsere Bukowinaer Gäste hatten sofort auch die Gelegenheit zu beobachten, wie notwendig in unserer deutschen Siedlung polnische Gottesdienste sind; es fanden nämlich hernach ein zweiter Gottesdienst mit polnischer Predigt statt, zu welchem sich d r e i Andächtige versammelt hatten.

Am Nachmittag fand auf der Wiese in der Nähe des "Deutschen Hauses" die Festversammlung statt. Prof. Kaindl hielt eine schwungvolle Festrede. Nachdem er kurz die Geschichte der Einwanderung der Deutschböhmen in Galizien und der Siedlung Mariahilf geschildert hatte, wies er nach, wie wir nicht die geringste unserer völkischen Eigenheiten preisgeben dürften, wenn wir uns deutsch erhalten wollten. Scheinbare Kleinigkeiten dürfen im Kampfe um unsere Eigenart nicht vernachlässigt werden, da solche Einbußen immer den Beginn der Entnationalisierung ausmachen. Der Deutsche behält aber nur dann seinen Wert als Kulturträger und Lehrer der umliegenden Nationen, wenn er deutsch bleibt; die vielen, die ihrem Volke untreu und zum Feinde übergegangen sind und diejenigen, die wir noch verlieren werden, sind für die anderen Völker kein Gewinn, denn sie sind nicht die besten unseres Volkes, die guten Teile unseres Volkes harren immer in Treue bei Sprache und Sitte ihrer Väter aus.

Unter den übrigen Rednern ragte besonders Pfarrer Schie hervor, der nachdem er am Vormittag gesprochen hatte, jetzt als deutscher Mann das Wort ergriff. Er wandte sich gegen jene Fälscher die einen Zwiespalt in unsere Reihen hineinbringen wollen, indem sie das religiöse Gefühl mißbrauchend, die römisch-katholische Religion als polnische bezeichnen und auf diese Weise unsere katholischen Volksgenossen von den übrigen losreißen wollen. Die katholische Religion, so führte er aus, sei viel früher deutsch gewesen als polnisch, deutsche Priester und Missionare hätten diese Religion den Polen gebracht und noch durch lange Jahrhunderte sei der größte Teil der Geistlichkeit in Polen deutsch gewesen. Deshalb sei es die größte Sünde, diese Religion als polnisch zu bezeichnen, umsomehr, als diese Fälschung nur zu dem Zweck begangen werde, um uns die Nationalität zu rauben.



Einweihung der Roseggerschule 1910



vor der Roseggerschule

- von rechts nach links:
- Oberlehrer Reinpold
  - Lehrer Pikula
  - Lehrer Niemezyk
  - FrL. Rosa Reinpold
  - Herr Lischerski (Geschäftsfahrer V.d.K. Kattowitz)
  - Lehrer Peternek

Wenn Herr Pfarrer Schie doch diese Rede in allen unseren deutsch- katholischen Siedlungen halten wollte!

Besondere Bewunderung erregte die Vorführung des Turnvereins Jahn aus Czernowitz dessen Übungen einen Programmpunkt des Festes bildeten. Wir, die wir eine solche Leistung zum ersten Mal sahen, konnten nur loben und wünschen, daß auch bei uns recht bald der deutsche Turngedanke erwachte und daß wir ähnliches leisten könnten.

Vom schönsten Wetter begünstigt, verlief auch diese Feier recht wundervoll und hinterließ bei allen einen unauslöschlichen Eindruck. Allen war es ein Beweis, daß es mit unserer deutschen Sache vorwärts gehe, daß wir nicht zu verzagen brauchten und daß auch hier noch am deutschen Wesen die Welt genesen werde.

Noch eine Bemerkung: Der Bezirkshauptmann und der Bürgermeister von Kolomea waren zu der Feier geziemend eingeladen worden, es hatte aber keiner für angezeigt gehalten, zu erscheinen.

"Ja, wenn es eine polnisch- nationale Feier gewesen wäre!"

Leider ist der Schreiber dieses mutigen und beachtenswerten Artikels unbekannt.

Auch nach erhebenden Feiern kehrte wieder der Alltag mit seinen Sorgen ein. Obwohl in den letzten vier Jahren bereits beachtliche und erfolgreiche Aufbauarbeit geleistet wurde, mußte man weiter um die gleichgültigen und abseits stehenden Familien ringen. Die Wankelmütigen erkannten leider noch immer nicht, welche Gefahren für sie, ihre Kinder und die Volksgemeinschaft heraufzogen. Den Haßtiraden der Polen schloß sich auch der polnische Ortspfarrer an, indem er die völlig falsche Behauptung aufstellte, der Bund der christlichen Deutschen sei eine protestantische Organisation und förderte die Los- von- Rom- Bewegung. Richtig dagegen war, daß die Leute in einer Eingabe an den Erzbischof in Lemberg in einer bestimmten Form die Bitte aussprachen, endlich einen deutschen Pfarrer nach Mariahilf zu versetzen. Im Ort selbst wurde offen der Gedanke diskutiert, falls das Ersuchen nicht erfüllt werden sollte, der einzige Ausweg ein Übertritt zum deutsch- evangelischen Glaube wäre. Wer die Mentalität der Menschen und die traditionelle Verbundenheit mit ihrer Kirche kannte, der wußte, daß es sich nur um eine Drohung handelte, mit der man das gesteckte Ziel - einen deutschen Pfarrer - erreichen wollte. Aus beidem wurde nichts.

Im Ort selbst und in der näheren Umgebung wurden die Möglichkeiten für die Gründung neuer Höfe immer geringer und viel zu teuer. Es begann die erste Auswanderungswelle. Acht Familien entschlossen sich 1912, nach Neu- Schadowa im Buchenland auszuwandern. Unter ihnen befand sich auch Josef Kufner, der sich für die Schulgemeinde so erfolgreich einsetzte und das gesteckte Ziel - die Roseggerschule - auch erreichte. Für seine große Familie bestand in Mariahilf keine Lebensgrundlage mehr. Schon lange vorher (1895) zogen 20 Familien nach

"Maria, Hilfe der Christen" zu Mariahilf



röm.-kath. Kirche

Bosnien, wo sie sich im Ukrinatal auf ärarischem Boden niederließen und die Siedlung Schibowka gründeten. Laufend wanderten auch Familien - ungefähr dreißig - nach Boryslau, Kreis Drohobytsch, aus, um in der Erdölindustrie Arbeit und Brot zu suchen. Aus diesen Anfängern gingen später einige bekannte Bohrmeister hervor. Selbst 1914 zogen weitere Familien ins "Welschland", wie es in einen Bericht des Deutschen Volksblattes (1.3.1914) hieß.

Wenn die politische Lage den Anschein einer gewissen Beruhigung erweckte, da kamen wieder Entgleisungen der Polen, welche die Gemüter der Deutschen in höchste Erregung und einen Sturm der Entrüstung brachte. Ein einfaches Beispiel war der beste Beweis dafür. Ein Mariahilfer benötigte (Juni 1914) ein ärztliches Zeugnis, begab sich deswegen zum k.u.k. Bezirksarzt Dr. Milewski und trug ihm in deutscher Sprache - weil er polnisch gar nicht konnte - sein Anliegen vor. Den "edlen" Polen und beamteten "österreichischen" Staatsvertreter brachte die in seiner Muttersprache vorgetragene Bitte des einfachen Mannes so in Hamisch, daß er sich zu folgender Beschimpfung hinreißen ließ: "Ihr Bagasch, ihr Bande, ihr Letzten, ihr lebt auf polnischer Erde, freßt unsern polnisches Brot und wollt nicht einmal polnisch sprechen?!!" Dann zog er gegen die deutsche Schule los und lobte den berüchtigten Leiter der polnischen Schule in Mariahilf den Volksverräter Brandstätter. Diese Äußerung war bezeichnend dafür, welche Einstellung die Polen im damaligen Kronland Galizien bereits hatten. Sie waren von der Anmaßung durchdrungen, für sich alle Rechte wie in einem freien Polen beanspruchen zu können.

Im gleichen Monat (21. Juni 1914) gab es noch ein erfreuliches Ereignis, das bei allen, jung und alt, großen Anklang fand: die Sonnwendfeier. Sie mußte wegen des schlechten Wetters in einem einfacheren Rahmen durchgeführt werden, aber diese Behinderung konnte die allgemeine Stimmung nicht beeinträchtigen. Bei Einbruch der Dunkelheit formierte sich der Festzug und marschierte unter den Klängen der Dorfmusikanten zum Festplatz. Oberlehrer Jakob Reinpold begrüßte die um den Holzstoß Versammelten, besonders die Gäste aus Baginsberg und beschwor alle in eindringlichen Worten, Protestanten und Katholiken, als verlässliche Wacht im Osten dem deutschen Volk die Treue zu halten. Auch die aufrüttelnden Worte von Oberlehrer Breyvogel lösten helle Begeisterung aus. Danach erklangen noch viele nationale Lieder, unter anderen "Deutsche Treue", das "Bismarcklied" und die "Wacht am Rhein". Nach dem ernsten Teil fand die Jugend viel Spaß daran, über den flammenden Holzstoß zu springen. Das niederbrennende Feuer ermahnte alle zum fröhlichen Rückmarsch ins "Deutsche Haus". Hier ergab sich für den Baginsberger Chor noch die Gelegenheit, unter der Leitung von Oberlehrer Breyvogel mehrstimmige Volkslieder vorzutragen. Starker Beifall war die Anerkennung für die vorbildliche Leistung der Gäste. Die gelungene Feier war Gesprächsstoff der folgenden Tage, wobei niemand ahnen konnte, welches Unglück



Winter '39/40

- Friedhof, vom Westen  
gesehen -



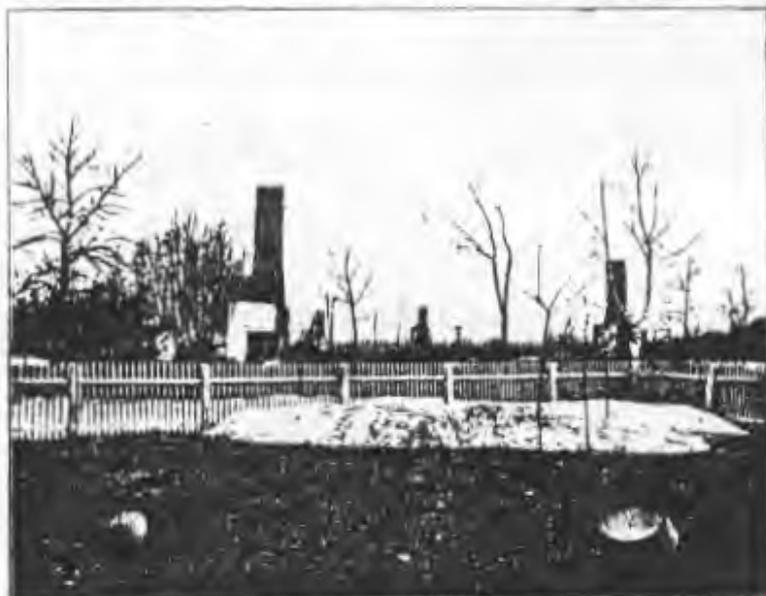
Winter '39/40

- Friedhof mit Kapelle -

sich für alle Völker Europas anbahnte.

Am 28. Juni 1914 verübte ein bosnischer Nationalist und Terrorist ein Attentat auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin, das für beide Personen einen tödlichen Ausgang hatte. Dieses Verbrechen war in dem politisch und militärisch gespannten Europa der Anlaß zum Ausbruch des 1. Weltkrieges am 1. August 1914. Unter den Kriegserklärungen war auch die des zaristischen Rußlands an Österreich-Ungarn. Unter dem Druck der zahlenmäßig überlegenen russischen Truppen brach die österreichische Abwehr zusammen, und die angeschlagenen Einheiten mußten sich kämpfend in die Karpaten zurückziehen, um eine neue Abwehrlinie aufzubauen. Schon im Herbst 1914 lernten die Leute den Krieg mit allen seinen Schrecken und Grausamkeiten kennen. Die von Nordwesten entlang der Kaiserstraße nach Mariahilf und Rosenheck vorrückenden Russen kamen tagelang mit einer österreichischen Nachhut in Feuerberührung. Dies war für die im Angriff in beide Orte eindringenden Kosaken der Anlaß, ganz Mariahilf und den westlichen Teil von Rosenheck in Brand zu stecken und dem Erdboden gleichzumachen.

Frauen, Kinder und Greise - die wehrfähigen Männer waren bereits im Felde - versuchten ihre Gehöfte zu löschen, die persönliche Habe und das Vieh zu retten. Jedoch die entmenschten Horden hinderten sie daran, vertrieben sie mit Nahaikahieben und schossen rücksichtslos in der Gegend umher. Der Landwirt Johann Kolmer (Pfutschn Johann), Vater von 9 Kindern, der wegen Schwerhörigkeit auf den Anruf "Stoj!" (Halt!) eines Kosaken nicht stehen blieb, wurde hinterrücks erschossen. Der blinde Johann Lehner (Pegerl) wollte die gelähmte Frau Lehner aus dem brennenden Haus tragen, stolperte, verlor dabei die Orientierung und konnte den Weg ins Freie nicht mehr finden. Durch die sich schnellausbreitenden Flammen und die starke Hitze erlitten die beiden Gebrechlichen so schwere Verbrennungen, daß sie bald danach starben. Als die schützende Nacht hereinbrach, waren die vor einem Tag noch so schönen Siedlungen ein glimmender Trümmerhaufen.



Brandstätte der durch die Russen im Herbst 1914 heimgesuchten deutschen Ansiedlung Mariahilf bei Kolomea.



Ferdinand Winkelbauer (Ludwinici Ferdl)



Böhmerswälder Bauer



Pferdezucht in Mariahilf  
(Landwirt Rudolf Baumann)

Nachdem die Österreicher die im Brandschatzen "siegreichen" russischen Einheiten zurückgeschlagen hatten, mußten alle gesunden Hände anfassen und Behelfshütten errichten. Diese Aufbauarbeit dauerte jedoch nicht lange. Im Frühjahr 1915 rückten die Russen abermals in Kolomea ein, aber diesmal glaubte niemand mehr an die Menschlichkeit des Gegners. Man packte das Wichtigste auf den Pferdewagen, nahm genug Lebensmittel und das Vieh mit und flüchtete in die Karpaten. Überglücklich konnte man bereits nach einem Monat die Heimfahrt antreten.

Nun hieß es, die Russen kämen nicht mehr zurück. Deshalb ging man daran, größere Nothäusel zu errichten, Baumaterial für dauerhafte Gebäude zu beschaffen, Wirtschaftsgeräte zu kaufen und den Acker, soweit möglich, neu zu bestellen. Die Ruinen verschwanden langsam, und der Wiederaufbau setzte, wenn auch mit bescheidenen Mitteln, überall ein. Dem hoffnungsvollen Anfang wurde bald ein jähes Ende bereitet. Im Juni 1916 brach erneut die Katastrophe herein: Die Russen erschienen wieder vor Kolomea. Kurz vor der Ernte begann die zweite Flucht, diesmal nach Westen. Wieder lud man die wichtigsten Habseligkeiten auf das Pferdegespann und machte sich auf den Weg, zwischen den zurückweichenden Österreichern eingekellt, in eine ungewisse Zukunft. Nach tagelangen Fahrten konnten die Flüchtenden längere oder kürzere Pausen in den deutschen Gemeinden Neu-Kalusch und Landestreu und später in Brotschkow, Dombrowa und Obliska im Kreise Dolina einlegen. In Brotschkow kamen die Leute mit dem evangelischen Landesbischof Theodor Zöckler in Verbindung. Durch seine Vermittlung gelang es, alle in geschlossenen Transporten nach Geboltskirchen/ Oberösterreich und Umgebung und in den Kreis Luttenberg/ Untersteiermark zu evakuieren. Ein anderer Teil blieb in Königsau und Machlinitz bei Stryj.

Als die Ostfront zum Stillstand gekommen war, kehrten die Geflüchteten im Oktober und November 1917 in ihre Heimat zurück. Das Wiedersehen mit den einzelnen Gehöften war erschreckend. Man mußte in die halbzerstörten Nothäusel einziehen, die abends ohne Fenster und Türen wie schauerliche Gerippe mit großen dunklen Augen aussahen. Wer sein Nothäusel noch antraf, gehörte zu den Glücklichen, denn die anderen mußten mit einem Massenquartier in den beiden Schulen oder im "Deutschen Haus" zufrieden sein. Manche konnten auch Unterschlupf bei Verwandten im östlichen Teil von Rosenheck und in Flehberg finden, die während des ganzen Krieges ihren Hof nicht verlassen hatten.

So sah die Lage aus, als der Winter 1917/18 seine ersten Vorboten schickte und den Beginn einer schweren Zeit für alle Bewohner ankündigte. Brot und Milch fehlten in manchen Familien völlig, so daß sich der Hunger in ihren kalten Nothäuseln einnistete. Durch den Mangel an Schuhwerk und warmer Winterkleidung waren viele kleine Kinder gezwungen, während der kalten Monate in der Stube zu bleiben. Die Sorgen, die auf den Eltern lasteten, vergrößerten sich ständig, nachdem

f  
ann)

Aufnahme aus dem Jahre 1918  
Rückkehr nach dem 1. Weltkrieg aus Österreich



> Treck der Mariahilfer Sprachinsel <

die Aussichten wegen der Nichtbestellung der Felder für das kommende Jahr recht trostlos waren. Die geringe staatliche und private Unterstützung durch den Deutschen Schulverein in Wien glichen einem Tropfen auf den heißen Stein. Dieser Zustand änderte sich nicht bis zum Zusammenbruch der Donaumonarchie Österreich-Ungarn und in den folgenden Jahren, da während der Kämpfe zwischen den Polen, den Ukrainern um den Besitz von Ostgalizien eine allgemeine Stagnation eintrat. Die plündernden Truppen beider Parteien wurden zu einer Geißel für die Bevölkerung.

Zu der materiellen Not kam das größte Übel: die Epidemien. Das Spanische Fieber, Ruhr und Typhus grassierten unter der hungernden Bevölkerung und dezimierten sie mit einer grausamen Unbarmherzigkeit. Ganze Familien lagen ohne ärztliche Betreuung danieder und mußten froh sein, wenn ihnen Verwandte und Nachbarn Speisen und Getränke durch die Fenster hineinreichten. Jeder hatte Angst, von diesen bedauernswerten Menschen angesteckt zu werden, ohne selbst zu wissen, daß vielleicht auch er schon den Keim des Todes in sich trug. In so manche Familie wurden beklagenswerte Lücken gerissen, und nur wenige gehörten zu den Glücklichen, die von diesen schmerzlichen Opfern verschont blieben. In dieser erschütternden Lage versagten die polnischen Behörden, wahrscheinlich sogar absichtlich, denn es handelte sich ja nur um Deutsche.

Trotz des allgemeinen Elends und der menschlichen Opfer ging das Leben nach dem nicht beeinflussbaren Naturgesetzen weiter. Die einen gingen daran, ihre beschädigten Nothäuser zu reparieren, während die anderen gleich feste Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude aufbauen wollten. Die von der Wiener Regierung noch vor dem Zusammenbruch eingerichtete "Aufbauzentrale" und die "Deutsche Baukanzlei" in Lemberg, deren Leiter Ing. Strohal war, brachten keine nennenswerten Hilfen, so daß man letzten Endes auf sich selbst gestellt war und aus eigener Kraft und in Verbindung mit der familiären und nachbarschaftlichen Gemeinschaft langsam und beständig die Kriegsschäden beseitigen konnte. Es entstand ein neues Dorf mit einem ganz anderen Aussehen. Die Häuser besaßen große Fenster, Steilgiebel und durchwegs rote Ziegel- oder Zinkblechdächer. Bei den Scheunen bevorzugte man wegen der einfachen Bauweise die leichten Strohdächer.

Zu der gedrückten Stimmung kam auch der Verlust des österreichischen Vaterlandes. Wenn die Polen schon früher im Kronland Galizien die Macht an sich gerissen und die Behörden besetzt hatten, so war es der kleinen deutschen Volksgruppe stets gelungen, in gemeinsamer Verantwortung die vorenthaltenen Rechte doch noch zu erkämpfen. Nun stand man vor dem Nichts. Die Sorgen um die Erhaltung der Roseggerschule erreichten ein Höchstmaß, nachdem die Hilfe des Deutschen Schulvereins in Wien aus-

blieb und der Bund der christlichen Deutschen wegen seiner Mittellosigkeit, hervorgerufen durch die Inflation, seine Stelle nicht übernehmen konnte. Die schlechte Bezahlung war auch die Ursache für den dauernden Lehrerwechsel und damit auch für die zunehmende Resignation. Erst nach der Rückkehr von Oberlehrer Jakob Reinpold an die deutsche Schule (1923), wie die Roseggerschule von allen genannt wurde, und der Aufnahme fester Beziehungen zum Verband deutscher Katholiken (VdK) in Kattowitz war es möglich alle finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Schule zu lösen. Der organisatorische Anschluß an diesen Verband wurde ohne rechtmäßige Begründung von den Behörden verboten. Man glaubte, durch das Auftreten deutscher Kräfte aus Ostoberschlesien in der beabsichtigten Polonisierungsarbeit gestört zu werden. Oberlehrer Jakob Reinpold und dem stellvertretenden Vorsitzenden des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Galizien, Sepp Müller, gelang es, die behördliche Genehmigung (1925) für die Gründung des Verbandes deutscher Katholiken (VdK) in der Wojewodschaft Stanislau mit dem Sitz in Mariahilf zu erreichen. Damit war Mariahilf die Zentrale für die Organisation und zuständig für die Betreuung der Privatschulen und der gesamten völkischen, kulturellen und wirtschaftlichen Arbeit. Der 1. Vorsitzende war, wie konnte es anders sein, der bewährte und allseits anerkannte Oberlehrer Jakob Reinpold. Es dauerte nur Monate, bis die behördlich genehmigte Ortsgruppe (1926) ihre Tätigkeit aufnehmen und in Zusammenarbeit mit der Roseggerschule alle Veranstaltungen durchführen konnte. Vom VdK gingen nun die Leitlinien für die gesamte Betreuungsarbeit aus.

Zu den in bestimmten Zeitabständen wiederkehrenden Ereignissen, bei denen es stets leidenschaftliche und unerbitterliche Auseinandersetzungen gab, gehörten die Wahlen. Das war schon 1908 so, als es galt, die Stimme für den neuen Landtag in Lemberg abzugeben. Die Leute waren bei dem Betrug bei der Verstaatlichung der Schule - Einführung der polnischen Unterrichtssprache und bald danach durch die eigenmächtige Änderung der Gottesdienstordnung, die deutsche wurde durch eine polnische ersetzt - nicht mehr gewillt, die polnische Regierungspartei zu wählen. Obwohl keine Aussicht auf Erfolg bestand, stellte man einen eigenen Kandidaten auf. Das Ergebnis lautete: 1158 Stimmen für den Polen, 123 für den Ukrainer und 94 für Franz Weber, den Vertreter der Mariahilfer. Es war ein Achtungserfolg, der nach dem völkischen Erwachen den Feinden zeigen sollte, daß die Zeit des Schaltens und Waltens endgültig vorbei war. Leider waren die Deutschen bei dieser Wahl, wie auch später, gespalten; die Baginsberger und Slawitzer ließen sich überreden und gaben ihre Stimme dem polnischen Kandidaten.

Besonders stark prallten die Gegensätze 1927 bei den Wahlen zum Rat der Stadt Kolomea aufeinander. Die Böhmerwäldler waren mit aller Härte darauf bedacht,

das Vordringen des polnischen Einflusses abzuwehren, und lehnten jeden Kompromiß, da er immer zum Nachteil des Schwächeren endete, ab und waren nicht bereit, Mitläufer der Regierungspartei zu sein. Sie wählten mit den nationalen Minderheiten und wollten dadurch ihren Willen zur völkischen Selbständigkeit Ausdruck verleihen. Die Gleichgültigen und Ewiggestrigen ließen sich vom polnischen Ortspfarrer und einigen Rattenfängern überreden und gaben ihre Stimme dem polnischen Bewerber. Nach den grünen und weißen Wahlzetteln spalteten sich die Bewohner der ganzen Mariahilfer Sprachinsel in zwei Blöcke, in den der "Grünen" oder Deutschbewußten und in den der "Weißen" oder der Pollacken. Bei den Überlauferten waren nicht die politischen Überzeugungen maßgebend, sondern familiäre Zwistigkeiten, Neid und minderwertiges Geltungsbedürfnis. Diese Kluft wurde von den polnischen Behörden geschürt, um die Widerstandskraft der Deutschen zu schwächen oder ganz lahmzulegen. Dieses Ziel konnten die Gegner nicht erreichen, im Gegenteil, die Fronten klärten sich, und jeder wußte von vornherein, mit wem er es zu tun hatte.

Ein Jahr später läuteten schon wieder die Sturmglocken. Da gab es die Wahlen zum polnischen Sejm (Parlament). Es gelang dem "Deutschen Volksrat" in Lemberg in vertraulichen Gesprächen mit den Ukrainern, unseren Landsmann Ferdinand Lang im Rahmen des Minderheitsblocks als Kandidaten aufzustellen. Für ihn entschied sich die überwältigende Mehrheit der Deutschen, und deshalb war die Freude groß, daß es endlich gelungen war, einen Deutschen in Galizien in den Sejm gebracht zu haben. Wenn auch bei späteren Wahlen die deutsche Liste in Galizien nicht zugelassen wurde, so konnten die Polen wegen der Stimmenthaltungen oder der Abgabe ungültiger Zettel keinen Nutzen daraus ziehen. Ein friedliches und vertrauensvolles Zusammenleben wäre nur dann möglich gewesen, wenn diese den guten Willen gezeigt hätten, alle in der Konstitution (Verfassung) und in den ausführenden Gesetzen festgelegten Rechte der Volksgruppen anzuerkennen. Das war leider bis zum Schluß (1939) nicht der Fall.

Wie in jedem Dorf, so brachen auch in Mariahilf Feuer aus, die großen Schaden anrichteten. Das erstmal wurde von einem Brand am 10. Oktober 1907 berichtet, bei dem gleich sieben Wirtschaften völlig niederbrannten. Sechs davon waren versichert, nur die des Ärmsten nicht, die von Johann Linzmeier. Er konnte mit seiner Frau und den sieben Kindern nur das nackte Leben retten, alles andere (Haus, Scheune, Ernte, die ganze Einrichtung mit der Kleidung) wurde ein Raub der Flammen. Zwar brachten die in den umliegenden deutschen Dörfern durchgeführten Sammlungen die notwendigen Mittel zum Überleben bis zur nächsten Ernte auf, aber mit dem Gebäudeschaden mußten alle selbst fertig werden. Bei dem geringen Einkommen der einzelnen Familien war der Wiederaufbau besonders schwer und dehnte sich viele Jahre hinaus.



Winter 1939/40 - einer der letzten  
Backöfen im Freien -  
> Haus von Ferdinand Blechinger <



Winter 1939/40 - kurz vor der Umsiedlung:  
> Deutsches Haus <      Tötenstillle  
- Leben und Treiben  
sind erloschen -

Die Einäscherung des ganzen Dorfes nach dem Ausbruch des 1. Weltkrieges im Herbst 1914 wurde schon ausführlich behandelt. Ein weiterer schwarzer Tag für mehrere Familien war der 9. Mai 1936, ein herrlicher Frühlingstag. Durch das leichtsinnige Hinausschütten der heißen und wahrscheinlich auch noch glimmenden Asche brach bei Rudolf Paukner das Feuer aus, das sich bei heftigem Wind auf das ganze Gehöft ausbreitete und schnell die westlichen Gebäude erfasste. Durch Funkenflug standen bald mehrere mit Stroh gedeckte Scheunen in hellen Flammen, so daß die große Hitzeentwicklung auch mehrere ziegelgedeckte Häuser niederbrannten. Die Namen der einzelnen Landwirte und ihre Schäden waren: Josef Kudelka (Kida Juschl) - Scheune; Johann Lehner (Künig Hos) - Haus und Scheune; Marie Lehner (Schnauzin) - Haus und Scheune; Johann Lehrach (Schnauzn Jogl) - Haus; August Rückel (Schmied) - Scheune und Stall; Ferdinand Gerstel (Schuaster) - Haus und Scheune; Rudolf Gerstel (Rutei) - Haus und Scheune; Karl Straub (Maxn Kathi) - Scheune; Franz Schafhauser - Haus und Scheune und Rudolf Paukner - Haus und Scheune. Die Gebäude waren bis zu einer gewissen Höhe pflichtversichert, aber alle anderen Verluste gingen zu Lasten der Besitzer. Um zunächst die erste Not zu lindern, fuhren wie immer Abordnungen mit ihren Gespannen durch die deutschen Dörfer und sammelten Brotgetreide, Kartoffeln, Heu, Stroh und Hafer für die Übergangszeit.

Nachdem die politischen Behörden wahrscheinlich zur Einsicht gekommen waren, daß ihre weitgestreckten Ziele - die Polonisierung - mit den bisherigen Methoden eine Utopie bleiben werden, griffen sie zu radikaleren und gesetzwidrigen Mitteln. Anträge um Genehmigungen von Theateraufführungen (Laienspielen) und einfachen Tanzvergnügen (Kirwa und Fasching) lehnten sie ohne Angabe von Gründen ab. Die Verwalter des "Deutschen Hauses" belegte man wegen Führung eines "illegalen" Vereines mit einer Geldstrafe, die jedoch nach einer Gerichtsverhandlung annulliert wurde. Die Schikanen steigerten sich weiter. Am 17. Februar 1937 gab es einen Sturm, wie nie zuvor und wohl auch wie in keiner anderen Siedlung. Nicht weniger als zwei Polizisten in Uniform, mehrere Beamte der Geheimen Staatspolizei in Zivil und der politische Sicherheitsreferent der Starostei (Landratsamt) in Kolomea erschienen in der Siedlung, verhörten die leitenden Personen der einzelnen Vereine und durchsuchten die Ortsbücherei nach verbotenen Büchern. Ohne Erfolg, enttäuscht und blamiert mußten die Scharfmacher unter den Augen der im stillen triumphierenden Einwohner abziehen. Durch ein solches Vorgehen erreichten die Behörden das Gegenteil von dem, was sie eigentlich beabsichtigt hatten. Die Treuen in Gesinnung und Haltung schlossen sich noch enger in der Ortsgruppe des Verbandes deutscher Katholiken zusammen und bildeten nun erst recht eine verschworene Gemeinschaft. Die Mitgliederzahl stieg auf 210, eine vorher nie erreichte Stärke. Der aktivste Teil unter den Mitgliedern war wie

immer die Jugend, die unter der Leitung der Wanderlehrer in vielen Heimabenden bei Lied, Spiel, Volkstanz und Vorträgen über aktuelle Themen des damaligen Zeitgeschehens ihren Willen zum standhaften Durchhalten dokumentierte. Auch übte man zwei Aufführungen ein, für welche die Starosteï - wie schon erwähnt - keine Genehmigung erteilte. Mit diesen durchsichtigen Verboten konnte man den völkischen Behauptungswillen und das selbstbewußte Auftreten der Jugend nicht mehr schwächen, geschweige denn brechen. Die mit viel Idealismus erfüllten Burschen und Mädels nahmen unter der Leitung des beliebten Lehrers Ambros Bill am Jugendtreffen in Bredtheim teil, wanderte zum Volksfest der Jüngsten, 1931 gegründeten Tochttersiedlung der Mariahilfer Sprachinsel in der Nähe des ukrainischen Dorfes Turka, besuchte das kleine Nachbardörfchen Sewerynowka zur Kerb (Kirchweih) und traten beim Sängerfest in Baginsberg auf. Eine erhebende Feier unter dem Leitspruch "Ein junges Volk steht auf" gestaltete die Jugendgruppe des VdK am 1. Mai 1938, die bei allen einen tiefen und zum Nachdenken anregenden Eindruck hinterließ. Frische Lieder, aufmunternde Gedichte, zur Volksgemeinschaft aufrufende Sprechchöre und begeistert aufgenommene Ansprachen bildeten den Inhalt der hervorragenden Kundgebung. Verantwortlich für die Vorbereitung und Durchführung dieser Veranstaltung war der urwüchsig auftretende und durch seine volkstümlichen Redensarten bekannte und oben schon genannte Lehrer Bill. Durch seine unerschrockene Haltung und seine aufrechte Gesinnung war dieser Schulmann allen Polen, besonders den Chauvinisten, ein Dorn im Auge, der beseitigt werden sollte. Am Ende des Schuljahres 1937/38 wurde ihm aus fadenscheinigen Gründen die Unterrichtserlaubnis entzogen. Auf der einen Seite war es ein schwerer Schlag für ihn und seine Familie, auf der anderen aber ein großer Gewinn für den katholischen Teil unsere Volksgruppe. Von nun an konnte er seiner Gesinnung entsprechend mit voller Kraft im Dienste des VdK eingesetzt werden. Das zeigte sich schon beim Erntedankfest des gleichen Jahres. Am liebsten hätte man im Freien gefeiert, aber das wurde von der Behörde verboten. Man war also auf den Saal des "Deutschen Hauses" angewiesen, der mit Bändern in den deutschen Nationalfarben geschmückt und mit den Mariahilfern selbst und den Gästen aus Rosenheck und Flehberg bis auf den letzten Platz gefüllt war. Die Ansprachen von Oberlehrer Jakob Reinpold und Wanderlehrer Bill und die Darbietung der in einheitlicher Kleidung auftretenden Jugendgruppe des VdK gipfelten in der Forderung, die der Wildnis von unseren Vorfahren abgerungene Scholle als heilige Grundlage für die unabhängige Existenz unserer Volksgruppe zu betrachten. Den mahnenden Abschluss bildete das Lied: Nichts kann uns rauben Liebe und Glauben zu unserm Land! Das war die letzte große Kundgebung in der Sprachinsel Mariahilf.

Die politischen Veränderungen in Mitteleuropa durch die Auflösung der Tschechoslowakei im Herbst 1938 warfen bald danach ihre Schatten auf die Beziehungen zwischen Deutschland und Polen. Wenn auch nach außen hin für die Bevölkerung noch nichts zu erkennen war, so begannen auf diplomatischem Wege bereits die harten Gespräche über beiderseitig wichtige Fragen. Die schnelle Abkühlung der Beziehungen zwischen beiden Ländern bekamen bald die Deutschen in Polen zu spüren. Das zeigte sich schon am 17. Januar 1939 mit der Verhaftung des nach der Entziehung der Unterrichtserlaubnis als Wanderlehrer eingesetzten Hans Reinpold und seiner Einlieferung in das berüchtigte polnische Konzentrationslager in Bereza Kartuska. Der tapfere und unerschrockene Kämpfer für die Ideale seines Volkes war der erste Deutsche im damaligen Polen, den man in dieses Lager brachte. Durch das brutale und mit den Gesetzen nicht zu vereinbarende Vorgehen wurde der harte Kurs gegenüber der gesamten deutschen Volksgruppe eingeleitet. In internen Besprechungen zwischen Oberlehrer Reinpold als dem Verantwortlichen für den gesamten Verband deutscher Katholiken in Galizien und seinen engsten Mitarbeitern faßte man den Beschluß, die ganze Tätigkeit etwas ruhiger, aber standhaft und zielbewußt weiterzuführen. Die Unheil verkündende Rede des Reichskanzlers am 28. April 1939 führte zur Einstellung der gesamten Arbeit des VdK und zur Rückberufung der Wanderlehrer in ihre Wohnorte. Nach Ausbruch des Krieges begannen in den Nächten vom 1. zum 2. und vom 3. zum 4. September 1939 die beiden Internierungswellen und die Unterbringung der betroffenen Personen im Gefängnis in Kolomea. Zu den Leidtragenden gehörten: Oberlehrer Jakob Reinpold, die Lehrer Ambros Bill und Hans Mauer, Ferdinand Aschenbrenner, Franz Baumann, Johann Baumann, Ferdinand Blechinger, Johann Gerstel, Johann Kudelka, Johann Lehner, Michael Lehner, Johann Rippel, Josef Straub und Karl Weber. Alle Verhafteten gehörten den Vorständen des VdK, der Raiffeisenkasse, des Viehversicherungsvereins und der VdK-Jugendgruppe an. Der Einmarsch der sowjetischen Truppen am 17. September 1939 brachte allen zwar die Freilassung aus dem Gefängnis, aber nicht die erhoffte Freiheit.

Weitere Bereiche im Leben der Ortsgemeinschaft müssen auch noch dargestellt werden. Der Kampf um die Schule wurde bereits in einem Sonderbeitrag behandelt. Nun geht es um die Kirchengemeinschaft. Einleitend kann schon darauf hingewiesen werden, daß die kirchliche und religiöse Betreuung in den deutsch-katholischen Siedlungen viele Ähnlichkeiten hatte. Wenn nun die Verhältnisse in Mariahilf genauer durchleuchtet werden sollen, so treffen diese im wesentlichen auf alle Pfarreien in Galizien zu. Tragisch ist dabei die Tatsache, daß die Bevölkerung, obwohl sie sehr gläubig war, nie eine innere Bindung zur Geistlichkeit fand und ständig mit ihr wegen der

Gottesdienstordnung im Kampfe war. Die Leute waren nicht gewillt, die fast ausschließlich aus eigenen Mitteln erbaute Kirchen und Kapellen ihrer Aufgabe zu entfremden und zu Stätten der Polonisierung erniedrigen zu lassen. Leider waren die Auseinandersetzungen um die Gottesdienstordnung -deutsche Predigt und deutscher Gesang - in vielen Gemeinden nicht so erfolgreich wie in Mariahilf. Das lag an der Haltung, der Gesinnung und dem Mut der Leute selbst.

Die Mariahilfer, die nach der Ansiedlung der polnischen Pfarrei in Kolomea zugeteilt wurden, gingen bereits 1825 daran, das alte Schulgebäude, das in der Mitte des damals noch kleinen Ortes stand, in eine eigene Kapelle umzubauen. Der erste Kaplan war der Tscheche Severin Zaraska, der wahrscheinlich mit den ersten Auswanderern aus dem Böhmerwald, den Zug nach Osten mitmachte. Den Wünschen seiner Gläubigen kam er nach und hielt an Sonn- und Feiertagen Gottesdienste mit deutschem Gepräge. Obwohl keine Berichte aus jener Zeit vorliegen, kann angenommen werden, daß der Religionsunterricht auch in deutscher Sprache abgehalten wurde.

Das Streben nach Selbständigkeit, das von Anfang an bestand, führte nach dem zahlenmäßigen Erstarken der Deutschen zu seiner Verwirklichung, als die Erzbischöfliche Kurie in Lemberg den Mariahilfer und den im Entstehen begriffenen Tochtorsiedlungen Flehberg und Rosenheck 1853 eine eigene Pfarrei zubilligte. Die alte Holzkapelle riß man ab, um danach an ihrer Stelle einen ansehnlichen Ziegelbau zu errichten, der später noch durch zwei Seitengänge erweitert wurde. Diese Gestalt behielt die Kirche bis zur Umsiedlung 1939/40. Von den Bewohnern der Mariahilfer Sprachinsel, die durchwegs Kleinbauern waren, forderte der Neubau große Opfer bei den Hand- und Spanndiensten und bei der Aufbringung des Bargeldes. Weil es um die eigene Kirche ging, war man zu allen Leistungen bereit, um das Gotteshaus zu vollenden. Als das Werk fertig war, gliederte man die in den ukrainischen Dörfern der näheren Umgebung lebenden polnischen Einzelfamilien in die deutsche Pfarrei ein. An sich hätte man gegen diese Einordnung keine Einwände gemacht, wenn sie nicht von den polnischen Ortspfarrern mißbraucht worden wäre. Sie bildete eine Handhabe zur Umgestaltung des Gottesdienstes im Sinne der Polen, wie es dem Volksteil nach gar nicht entsprochen hätte. Diese Entscheidung war nur ein Machwerk der polnischen Geistlichkeit, an dem die in der Diaspora friedlich lebenden Polen keine Schuld hatten. Sie besaßen keine innere Beziehung zur Mariahilfer Pfarrei und zu den Deutschen und kamen nur selten zu den Gottesdiensten, meistens nur an hohen Feiertagen. Sonst sah man sie nur bei Taufen, Trauungen und bei der Erledigung von Formalitäten nach Todesfällen. Nachdem sie zum Bau und Erhaltung der Kirche fast gar nichts beitrugen, stellten sie auch keine Forderungen in bezug auf die Gottesdienstordnung. Die Deutschen hätten auch keinen Widerspruch erhoben, wenn für diese Polen besondere

Andachten eingerichtet worden wären, aber dann wäre der Pfarrer selbst der einzige Kirchenbesucher gewesen. Die Deutschen waren aber nicht bereit, eine zweisprachige Durchführung des Hochamtes und des Kirchengesanges hinzunehmen. Diese Gottesdienstform sollte die Polonisierung langsam einleiten, die später nach der Verstaatlichung der Schule (1898) restlos durchgeführt wurde. Das Evangelium in deutscher Sprache, die deutsche Predigt und der deutsche Kirchengesang verschwanden aus der Kirche. Gott verstand nicht mehr deutsch, weder in der Schule noch in der Kirche.

Daß es bei solchen Zuständen jahrelang in der Bevölkerung bis zum Überlaufen kochte, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Die Altpolen, zu denen fast die gesamte Geistlichkeit gehörte, glaubte nun, die führungslosen Deutschen niederzwingen zu können. Jedoch haben sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Jedoch in der größten seelischen Not erwiesen sich der "Bund der christlichen Deutschen in Galizien" und das "Deutsche Volksblatt" als die großen Helfer. Die Wanderlehrer kamen in die Ortschaft, klärten die Leute über ihre Rechte in der Schule und Kirche auf und ermutigten sie zum Durchhalten bis zur Änderung der unhaltbaren Zustände. Gleichzeitig erschienen laufend Artikel im Volksblatt, in denen alle Mißstände in schärfster Form gebrandmarkt wurden. Die Kämpfe näherten sich dem Höhepunkt.

Natürlich kam in solchen Fällen die polnische Presse den "bedrängten" Pfarrern zu Hilfe. So schrieb die Lokalzeitung "Goniec Pokucki" (1908) u.a. : "Auf den Geistlichen haben sie - die Mariahilfer - einen Haß, weil er als erster auf Anordnung des Erzbischofs den Schulkindern den Religionsunterricht in polnischer Sprache mit besserem Erfolg als in deutschen, da die dortigen Einwohner einen solchen Jargon sprechen, daß sie niemand verstehen kann..." Das Verstehen der Wahrheit durch die polnische Presse war allen schon sattem bekannt, was diesmal unvorsichtigerweise mit verraten wurde, war die Tatsache, daß die Anordnung vom Erzbischof kam. Es handelte sich also nicht um ein eigenmächtiges Vorgehen des Pfarrers, sondern um einen allgemeinen Plan der obersten Kirchenbehörde des Landes Galizien.

Alle Bitten und Beschwerden an die bischöfliche Kurie in Lemberg, in denen eine Änderung dieser Zustände angestrebt wurde, blieben erfolglos. Selbst der Erzbischof Bilczewski verhielt sich gegenüber einer Abordnung (1908) aus Mariahilf sehr unfreundlich, indem er ihre Bitte, einen deutschen Priester die Verwaltung der Pfarrei zu übertragen, schroff mit der Bemerkung abwies, es habe sich kein Deutscher beworben. Diese Erklärung entsprach nicht den Tatsachen, denn um die Pfarrstelle bemühten sich damals sogar zwei Deutsche - Pfarrer Bernhard Klein aus Machlinitz und Pfarrer Georg Schie aus dem Buchenland - und ein Pole, der Hilfspriester Josef Krzyzanowski. Dem



Winter 1939/40 - Abtransport der Kranken durch das DRK -

In Uniform neben dem Krankenwagen  
Wanderlehrer Hans Reinpold im Gespräch  
mit dem Berichterstatter.



Winter 1939/40 - Umsiedlung der Sprach-  
insel Mariahilf endlich  
im Schutze der deutschen  
Truppen ;  
Passieren der San-Brücke  
im Przemyśl -

ersten Bewerber, Pfarrer Klein, legte man nahe, er möchte sein Gesuch freiwillig zurückziehen, da für Mariahilf nur der Dienstälteste, Pfarrer Schie, in Betracht käme. Nachdem dies geschehen war, bekam Pfarrer Schie seine Eingabe mit der Begründung zurück, sie sei zu spät eingegangen. Das war nun wieder eine Unwahrheit, denn diese Bewerbung wurde schon als Handhabe gegen Pfarrer Klein benutzt. Nun war der Weg für den Polen Josef Krzyzanowski frei, der jedoch von den Mariahilfer Pfarrgemeinde abgelehnt wurde. Da aber das Konsistorium über die Besetzung der Pfarrstellen selbst entscheiden konnte, waren die Deutschen machtlos. Die Empörung über ein solches Vorgehen war groß. Es setzte sich die Überzeugung durch, daß die katholischen Deutschen in Galizien von ihren kirchlichen Stellen keine Gerechtigkeit zu erwarten hätten. Damals wurde die Frage aufgeworfen, wie es wäre, wenn man eine Agitation mit dem Ziele einleiten würde, der katholischen Kirche, der Stiefmutter der Deutschen, geschlossen den Rücken zu kehren.

Eine so deutliche Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Es blieb der bischöflichen Kurie nichts anderes übrig, als die deutsche Gottesdienstordnung nach über 10-jährigen Kampf wieder einzuführen und einen Priester nach Mariahilf zu schicken, der gewillt war, Verständnis für die Deutschen und ihre Wünsche aufzubringen. So konnte das Volksblatt (8.4.1910) nach den betrüblichen Jahren mit Genugtuung berichten, daß nun in Mariahilf ein Geistlicher sei, der gemeinsam mit dem Organisten deutsche Lieder einübe, die während des Gottesdienstes gesungen würden und jeden Sonntag deutsch predigte. Auch sein Verhalten während der Einweihung der Roseggerschule (1910) und der Jahrhundertfeier (1911) ließ die Hoffnung auf ein besseres, friedlicheres Zusammenleben zwischen Seelsorger und Gemeinde zu. Leider wurden alle Pfarrer, die sich bei den dauernden Auseinandersetzungen mit den Behörden neutral verhielten oder in vorsichtiger Weise für die Rechte der Deutschen eintraten, auf Drängen der Großpolen versetzt. Im allgemeinen waren die Zustände in den letzten Jahren vor dem 1. Weltkrieg erträglich und brachten eine leichte Beruhigung in die ganze Sprachinsel.

Erst nach dem Zerfall der Donaumonarchie (1918) und der endgültigen Einverleibung Ostgaliziens in den neuerstandenen polnischen Staat verschlimmerten sich die Zustände wieder. Die Behörden, vom Rausch der Macht geblendet, versuchten nun auf verschiedenen Wegen und mit allen Mitteln, die Polonisierung wieder zu versuchen. Inwieweit die kirchlichen Stellen einen Beitrag dazu freiwillig oder zwangsweise leisten sollten, kann mit Bestimmtheit nicht gesagt werden, aber ihr Verhalten bei der Besetzung der Pfarrstellen, ließ den Gedanken mit aller Wahrscheinlichkeit aufkommen, daß sie ihre Hand mit im Spiel hatten. Es kamen jedesmal solche Pfarrer nach Mariahilf, welche die deutsche Sprache so schlecht

beherrschten, daß sie nicht in der Lage waren, das Wort Gottes in freier Predigt zu verkünden. Was aber von einem Priester, der seiner Aufgabe gerecht werden will, verlangt werden muß, darüber schreibt Dr. Theodor Gentrup in seinen Werke "Religion und Muttersprache" (S. 166) folgendes: "Die erste Voraussetzung für eine würdige Darbietung der religiösen Wahrheiten ist, daß der Geistliche die Sprache seiner Gläubigen richtig und gut zu sprechen wisse. Die äußere Form der Worte und die inneren Sprachgesetze müssen vom geistlichen Redner mit Sicherheit gehandhabt. Das Radebrechen in einer fremden Sprache auf der Kanzel ist mindestens eben so ubel, als wenn ein stümperhafter Organist die prachtvollen Tonsätze eines Meisterwerkes verstümmelt und mit seinen Dissonanzen die Ohren der versammelten Gemeinde peinigt. Nicht nur die gebildeten, auch die gewöhnlichen Leute leiden unter der Hilflosigkeit des Predigers, der das richtige Wort nicht findet, durch seine unfreiwilligen Sprachdummheiten gestoßen, gar zum Lachen gereizt, und was zum Erbauen dienen sollte, verfällt allzuleicht dem Gespött." Die meisten Pfarrer zwischen den beiden Weltkriegen wurden dieser Aufgabe nicht gerecht, und deshalb versuchten sie auch unter den verschiedensten Vorwänden, die deutsche Gottesdienstordnung zu ändern. Die Mariahilfer waren aber auf der Wacht und erinnerten den größten Chauvinisten (1937) im Priestergewande - Pfarrer Marcin Nykiel - an den Artikel 23 des im Jahre 1925 zwischen Polen und dem Vatikan abgeschlossenen Konkordates, der lautet: " In den Diözesen des lateinischen Ritus ist ohne eine besondere Erlaubnis von Seiten der Bischofskonferenz des lateinischen Ritus eine Änderung der bei den Predigten, den anschließenden Gebeten und den Kursen verwendeten Sprache nicht statthaft; ausgenommen sind die theologischen Vorlesungen in den Seminarien." Nach den vorausgegangenen Ausführungen war die Bischofskonferenz die einzig maßgebende Autorität für eine Änderung der Sprache in Predigt, Andacht und Religionsunterricht. Die Forderungen der Pfarrgemeinde deckte sich völlig mit dem Artikel 23 des Konkordates, und der Ortspfarrer, der unrühmlichste Vertreter in Mariahilf, war nicht befugt, die Gottesdienstordnung zu Ungunsten der Deutschen zu ändern. Nach diesem Mißerfolg begann er, das Kirchenkomitee, die Roseggerschule und die völkischen und wirtschaftlichen Organisationen bei den Behörden zu denunzieren. Wenn es auch schon während der früheren Jahrzehnte Unstimmigkeiten zwischen Pfarrer und Gemeinde wegen des deutschen Gottesdienstes gab, so wurde sie stets als interne kirchliche Angelegenheit betrachtet. Pfarrer Nykiel schaltete die Polizei ein, und es folgten Hausdurchsuchungen, polizeiliche Verhöre zur Feststellung der staatsfeindlichen Umtriebe und Prozesse, die durchwegs mit einem Freispruch endeten. Nach dieser Niederlage mußte der seiner Aufgabe nicht gewachsene Vertreter der Kirche bei Nacht und Nebel (1938) Mariahilf verlassen. Auch seinem

Nachfolger, dem aus Ostoberschlesien stammenden und gut sprechenden Pfarrer Janski gelang es, bis zur Umsiedlung 1939/40 nicht mehr, Ruhe und Frieden in die Gemeinde zu bringen.

Trotz der vielen unerfreulichen Vorkommnisse sollen diese Ausführungen einen versöhnlichen Abschluß finden, der am besten durch den Hinweis auf die Seelsorge des Pfarrers Wladyslaw Witkowski (1933 - 1936) erreicht werden kann. Obwohl er auch Pole war, so war er doch von Anfang an bestrebt, ein wahrer Priester seiner Gemeinde zu sein. Er bemühte sich stets, die Sorgen und Wünsche seiner Leute kennenzulernen und danach sein Handeln einzurichten. Recht und Gerechtigkeit waren für ihn keine leeren Phrasen, sondern feste Bestandteile seiner christlichen Überzeugung. Seine mutigste Tat war wohl die, daß er sich weder von den Behörden, noch von den national-polnischen Kreisen als Werkzeug mißbrauchen ließ. Diese Haltung brachte ihm die Anerkennung und Liebe aller ihm anvertrauten Menschen ein. Als einziger Seelsorger führte er auch lange, oft recht vertrauliche Gespräche mit den Lehrern der Roseggerschule, um sich ein Bild, von den aufgewühlten Zuständen in seiner Pfarrei machen zu können. Der Gedankenaustausch trug auch seine Früchte; es bahnte sich eine christliche Gemeinschaft an, die nach dem Willen des Erlösers allen Gläubigen Liebe und Gerechtigkeit widerfahren lassen sollte.

Die mit soviel Hoffnung angebahnte Normalisierung des Kirchenlebens sollte nicht lange dauern. Ohne jeglichen Grund wurde der allseits verehrte Pfarrer auf Veranlassung der sattsam bekannten Hetzer und Pharisäer versetzt. Was in Mariahilf noch nie geschah, trat ein: Pfarrer Witkowski wurde in einer würdigen Form verabschiedet. Darüber schrieb das Ostdeutsche Volksblatt, Lemberg, am 25. 10. 1936 folgendes: "Am Sonntag, dem 11. Oktober, fand im deutschen Haus in Mariahilf eine Abschiedsfeier, veranstaltet von den Kindern und Lehrern der Roseggerschule, statt. Zum letzten Male waren die Deutschen aus der Mariahilfer Pfarrei mit ihrem Seelsorger, Herrn Pfarrer Wladyslaw Witkowski, beisammen. Während seines dreijährigen Wirkens gelang es ihm Dank seines unparteilichen Verhaltens, das Vertrauen und die Achtung aller Pfarrkinder zu gewinnen und wieder Ordnung in die zerrütteten kirchlichen Verhältnisse zu bringen. Auch sonst war er bestrebt, den Belangen unserer völkischen Gefühle gerecht zu werden, und gerade der letzte Umstand trug ihm wohl das Meiste zu seiner Wertschätzung ein. Es ist für einen Polen gewiß nicht leicht, als Seelsorger unter Deutschen zu wirken. Darum ist es verständlich, wenn sich zum ersten Male die Deutschen der Pfarrei Mariahilf gedrängt fühlen, eine Abschiedsfeier für ihren scheidenden Seelsorger zu veranstalten. Eine Hoffnung beseelte alle: Möge der kommende Priester in die Fußstapfen seines Vorgängers, des Herrn Pfarrers Witkowski, treten, dann wird der Friede auch bewahrt bleiben.

Am nächsten Tage, als Pfarrer Witkowski Mariahilf verließ, bildeten die Kinder und Lehrer vor der Roseggerschule nochmals Spalier, um auf diese Weise zum letzten Male "Ihren" Religionslehrer zu ehren. Die in den Nachfolger gesetzten Hoffnungen erfüllten sich nicht; es kam, wie schon ausführlich dargestellt, Pfarrer Nykiel.

Wenn die Zustände in Mariahilf und den meisten deutsch-katholischen Pfarreien so unrühmlich waren, so trugen einen großen Teil der Schuld die obersten kirchlichen Stellen. Ihnen wäre es möglich gewesen, die für die deutschen Kirchengemeinden vorgesehenen Priester auf ihre neue Aufgabe gewissenhafter vorzubereiten. Es wäre bei gutem Willen auch möglich gewesen, Seelsorger aus dem deutschen Sprachraum - Deutschland und Österreich - für die Diaspora in Galizien zu gewinnen. Wenn sich unter den Geistlichen genug Idealisten fanden, die nach Afrika und Asien gingen, so wären auch genügend zu ihren Landsleuten gekommen. Die Kirche hätte damit nur den Willen des Schöpfers zum Wohle seiner Gläubigen erfüllt.

Nachdem die Roseggerschule in einem besonderen Beitrag und die Kirche behandelt wurden, sollen nun auch die anderen Organisationen zu ihren Recht kommen. An erster Stelle steht da die am 21. Januar 1911 gegründete und für die Entwicklung der ganzen Sprachinsel so segensreiche Tätigkeit der Raiffeisenkasse eingegangen werden. Bereits im ersten Geschäftsjahr traten 108 Landwirte als Mitglieder mit der Absicht bei, Kredite für den Landkauf und den Bau von Gebäuden aufnehmen zu können. Wieviel Gehöfte erweitert oder neu aufgebaut wurden, kann im einzelnen nicht festgestellt werden, aber an der Höhe der Verschuldung - 44.600 Kronen - bei der Genossenschaftsbank in Lemberg bis 1914 ist der Umfang der wirtschaftlichen Stärkung zu ersehen. Während des 1. Weltkrieges, der Umbruchs- und Inflationszeit ruhte die ganze Tätigkeit. Erst nach der Einführung der festen polnischen Währung 1924 nahm die Kasse ihre Arbeit wieder auf. Die günstigen Zinsen und die rücksichtsvollen Ratenzahlungen brachten den letzten großen Aufschwung, vor allen bei den immer geringer werdenden Möglichkeiten zum Erwerb von Ackerboden. Im letzten Jahrzehnt vor der Umsiedlung zählte die Mariahilfer Kasse zu den stärksten in Ostgalizien und verfügte 1937 Spareinlagen von 98000 Zloty und eine Bilanzsumme von 105 000 Zloty, ein für galizische Verhältnisse sehr beachtlichen Umsatz. Die Ersparnisse gehörten nicht den kleinen Leuten, sondern den "Indianern", die früher einmal als einfache Arbeiter in die Erdölindustrie nach Boryslau, Kreis Drohobycz, gingen, sich dort bis zum Bohrmeister hochgearbeitet und von den Ölfirmen nach Holländisch-Indien (heute Indonesien) und Persien verpflichtet hatten. Während dieser Zeit - Verträge bis zu 12

Jahren - verdienten sie nach galizischen Maßstäben viel Geld, das sie nach der Rückkehr beim Kauf von Grund und Boden, beim Aufbau schönerer Höfe und als Spareinlagen sicherstellten. Viele ärmere und große Familien verkauften während dieser Hochkonjunktur ihr Hab und Gut und siedelten zu günstigen Bedingungen in die Nähe der ukrainischen Gemeinde Turka, Kreis Kolomea. Die letzte Tochttersiedlung der Deutschen in Galizien konnte dadurch gegründet werden (1931). Durch diese Gelder war die Kasse auf Kredite aus Lemberg nicht mehr angewiesen, im Gegenteil, sie hatten bei der Genossenschaftsbank ein Guthaben von 70 000 Zloty, während der Darlehensbestand trotz der hohen Mitgliederzahl (201) in den letzten Jahren mit 31 000 Zloty verhältnismäßig recht niedrig blieb. Die Zurückhaltung bei der Aufnahme von Krediten war auf das berüchtigte "Grenzschutzgesetz" zurückzuführen, das den völkischen Minderheiten die Ausbreitung durch Landerwerb erschweren oder sogar verhindern sollte. Da alle diese Gruppen größtenteils in den Grenzgebieten - in Ostgalizien die Deutschen und Ukrainer - sesshaft waren, wollten sie die polnische Regierung durch solche Maßnahmen wirtschaftlich schwächen und für die Assimilierung gefügig machen. Trotz dieser Behinderung gelang es doch durch Beharrlichkeit und Geschicklichkeit, den umfangreichen Landkauf in Turka abzuschließen. Daß die Spar- und Darlehenskasse, wie sie zuletzt offiziell hieß, so reibungslos und ohne Verluste arbeitete, war das Verdienst des jahrelangen und bewährten Geschäftsführers Johann Baumann (Jola genannt), der als Landwirt ständig am Wochenende seine Freizeit für die Allgemeinheit opferte. Seine Aufwandsentschädigung war so gering, daß es sich gar nicht lohnt, darüber weiter ein Wort zu verlieren. Es gab damals noch Idealisten!

Ein weiterer Schritt zur Befreiung von den Wucherpreisen der damaligen Händler in Kolomea war die Gründung einer eigenen Warenhalle (1911), die man im Deutschen Haus unterbrachte und die Leute mit allen Artikeln des täglichen Bedarfs versorgte. Über die weitere Entwicklung ist weiter nichts bekannt. Sie dürfte nach dem Ausbruch des 1. Weltkrieges und der Einäscherung des ganzen Dorfes eingegangen sein. Nach der Auflösung Österreichs, der Inflationszeit und der nach einigen Jahren einsetzenden Weltwirtschaftskrise war noch kein Mut vorhanden, einen neuen Anfang in dieser Hinsicht zu machen. Man vermißte schon lange einen eigenen mit Waren reichlich ausgestatteten Laden, weil der Weg in die Stadt zu weit war. Schon spät, aber nicht zu spät, faßte man am 21. März 1937 in einer Versammlung im Deutschen Haus den Beschluß, eine eigene Ein- und Verkaufsgenossenschaft zu gründen und dem Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Lemberg anzuschließen. Das war ein erfreulicher Anfang, noch an demselben Abend erklärten 60 Personen ihren Beitritt.

Auch der Vorstand mit Johann Rippel (Juiskeri) als Vorsitzendem, der Aufsichtsrat und der Geschäftsführer Josef Blechinger (Franzerl-Routn-Juisl) konnten gewählt werden. Da in der näheren und weiteren Umgebung keine deutsche Zentralgenossenschaft bestand, welche die Belieferung mit Waren hätte übernehmen können, kam man nach längeren Beratungen zu der Entscheidung, Verbindung zum Verband ukrainischer Konsumgenossenschaften "Kooperatywa" aufzunehmen. Die Verhandlungen führten zu einer beiderseitig zufriedenstellenden Vereinbarung, so daß die Eröffnung und der Warenverkauf am 1. Juli 1937 erfolgen konnten. Der Umsatz war recht hoffnungsvoll, und man freute sich, wieder ein Stück wirtschaftlicher Unabhängigkeit gewonnen zu haben. Auf der ersten Vollversammlung am 15. Mai 1938 konnte der 1. Vorsitzende in seinem Geschäftsbericht den Zugang von weiteren 22 Mitgliedern mitteilen, die mit den ersten 60 zusammen 181 Geschäftsanteile gezeichnet hatten. Der Umsatz betrug im vergangenen Jahr 33.185,29 Zloty und der Reingewinn 759,19 Zloty, von dem 100 Zloty an den Reservefonds und 659,19 Zloty als Betriebsanlage verbucht wurden. Für den Anfang ein beachtlicher Erfolg. Eine Geschäftserweiterung bot sich durch die Einrichtung einer Filiale im Deutschen Haus in Rosenheck an.

Eine wichtige Selbsthilfe-Organisation war der 1930 gegründete "Gegenseitige Unterstützungsverein der Viehbesitzer" in Mariahilf, der aber seinen Wirkungsbereich auch auf Rosenheck und Flehberg ausdehnte. Schon im ersten Jahr traten 215 Landwirte dem Verein bei, davon 112 aus Mariahilf, 64 aus Rosenheck und 39 aus Flehberg. Die Tätigkeit dieses Vereins war in den drei Ortschaften mit den vielen Kleinlandwirten und Häusern besonders segensreich. Wenn ein reicher Bauer einen Viehverlust hatte, so konnte er diesen Schaden leichter verkraften. Wenn aber ein armer Häusler, der auf die Milch der einzigen Kuh für die Kinder und einen kleinen Ertrag aus dem Butter und Quarkverkauf angewiesen war, dann hätte er vielleicht Jahre gebraucht, oder er wäre überhaupt nicht mehr in der Lage gewesen, aus eigener Kraft diesen Verlust auszugleichen. In solchen Notfällen waren die Vertrauensmänner beim Abschätzen des Schadens großzügig, damit der Leidgeprüfte nicht nur die laut Satzung vorgesehenen 80 Prozent, sondern den vollen Tagespreis erhält. Alle Mitglieder gönnten den Armen schon aus sozialen Gründen diese stille Sonderbehandlung. Für alle Viehbesitzer war es ein beruhigendes Gefühl, bei Unfällen nicht mehr auf unsichere Spenden, sondern auf eine sichere Hilfe der Gemeinschaft bauen zu können.

Der Verband deutscher Katholiken (VdK) bereitete durch eine allgemeine Aufklärung auch die Gründung einer Molkereigenossenschaft vor. Leider wurde dieser Plan von den Baginsbergern durchkreuzt, indem sie dieses Vorhaben schneller in die Tat

umsetzen. Man hätte an sich nichts dagegen gehabt, wenn in Mariahilf, Flehberg und Rosenheck nur Filialen eingerichtet worden wären. Der sich regende Widerstand lag darin, daß diese Molkerei dem polnischen Genossenschaftsverband angeschlossen wurde. Wenn die polnischen Stellen den Baginsbergern in einzelnen Wünschen vielleicht Entgegenkommen zeigten, so war dieser Schritt eine wirtschaftliche und volkspolitische Schwächung für die Zukunft. Die Einrichtung der Filialen nahm man auch nicht im einvernehmen mit den Vorständen der deutschen Verbände vor, sondern suchte sich Leute aus, die im polnischen Fahrwasser ihr Heil suchten. Die Filialen führten deshalb nur ein kümmerliches Dasein, und das ganze Unternehmen war ein schwarzer Fleck.

Nicht vergessen darf man den "Deutschen Wohlfahrtsdienst", der sich wie in den anderen Teilen Polens die Aufgabe gestellt hatte, den sozial Schwachen zu helfen. Gerade in Mariahilf war ein weites Betätigungsfeld vorhanden, zumal es bereits sehr viele Familien gab, deren Einkommen unter dem Existenzminimum lag. Die Sammlungen wurden im Rahmen der VdK-Ortsgruppe durchgeführt, damit die Zahl der Vereine in engen Grenzen bleibt. Das große Verdienst des Deutschen Wohlfahrtsdienstes lag in der Kinderverschickung nach Deutschland. Durch die erfreulichen Berichte der Kinder über ihre Erlebnisse im Mutterland wurde das nationale Bewußtsein in hohem Maße gesteigert.

Zur Freude der Allgemeinheit gehörten auch die Auftritte der Laienspielgruppe, die durch ihre Arbeit alle Feste zur großen Zufriedenheit der Gäste ausstatteten. Unter den zahlreichen Mitwirkenden verdienen besonders erwähnt zu werden die Geschwister Johann, Josef und Ludwina Lehrach (Propstn G' schwister), Barbara Kolmer (Titzn Wawi), Josef Moyses und Ignatz Kolmer (Hogl Nazi). Bei diesen Veranstaltungen spielte immer die Dorfkapelle, die Pudermil-Musi, auf, zu der Karl Weber, Johann Kolmer (Polka), Franz Kolmer (Hogl Franz), Josef Moyses, Franz Baumann (Gschegorsch Franz) und Josef Weber aus Flehberg gehörten. Ihre flotten, volkstümlichen Weisen verdrängten wenigstens für Stunden die Sorgen und Nöte des Alltags.

Im Anschluß an die Ausführungen über Mariahilf soll auch auf die auf dem Gebiet von

R a k a w i t z  
( Rakowczyk )

entstandene Einsiedlung berichtet werden. Durch die kinderreichen Familien und dem damit verbundenen Menschenüberschuß herrschte in Mariahilf immer Raumnot für die vielen Nachkommen. Die beiden Tochttersiedlungen Flehberg und Rosenheck reichten für die Unterbringung des Nachwuchses aus. Eine weitere Ausdehnungsmöglichkeit bot



1943

- Haus Gefri - Nr. 16  
wird gerade ausgeraubt



Januar 1940

Treck der Mariahilfer  
Rast in Neu-Kalusch

sich in der westlich von Mariahilf gelegenen ukrainischen Gemeinde Rakawitz (Rakowczyk). Der Großgrundbesitzer Baron Hirsch sowie mehrere ukrainische Bauern verpachteten schon lange vor dem 1. Weltkrieg ihre wenig ertragreichen, versumpften Wiesen an die Mariahilfer als Weideland. In der schlechten Nachkriegszeit waren diese Besitzer bereit, gegen harte Währung ihre Grundstücke an die deutschen Nachbarn, besonders an die Indianer, zu verkaufen. Damals veräußerte Baron Hirsch den ganzen "Step" (= Steppe), auf dem viele neue Gehöfte angelegt werden konnten. Im Laufe von 20 Jahren zählte die neue Einsiedlung bereits 23 Landwirtschaften. Die Leute zahlten zwar an die Gemeinde Rakawitz ihre Steuern, von denen sie rückwirkend auf sich bezogen keinen Nutzen hatten, weil alle sonstigen Beziehungen - Kirche, Friedhof, Schule, Raiffeisenkasse, Viehversicherungsverein - weiter nach der Muttergemeinde Mariahilf ausgerichtet waren. Durch diese Anlehnung an das "Dorf" bestand nie die Gefahr einer völkischen Entfremdung, außerdem war noch genug Reserveland für weitere Höfe vorhanden. Leider wäre aus der mit der Zeit erstarkten Siedlung nie eine selbstständige politische Gemeinde geworden.

-----

Die Arbeit der Kolonisten, wie die Deutschen von den Slawen genannt wurden, fanden mit dem Ausbruch des deutsch-polnischen Krieges und dem Einmarsch der Sowjets am 17. September 1939 ein unerwartetes Ende. Das kommunistische System, das wußten alle, hätte den wirtschaftlichen und nationalen Untergang gebracht. Deshalb wartete man mit Sehnsucht auf den Tag der Umsiedlung. Am 2. Weihnachtstag verließen die älteren Männer, die Frauen und Kinder in einem Eisenbahntransport die geliebte Heimat in der Hoffnung, für sich und die Kinder eine bessere und friedlichere Zukunft aufbauen zu können. Die im Mai 1940 im Kreis Schieratz/Warthegeau erfolgte Ansiedlung bedrückte manches Gewissen, aber die Selbsterhaltung erstickte die edlen und menschlichen Regungen gegenüber den ausgewiesenen Polen. Der Zwischenaufenthalt im Warthegeau wurde durch die Flucht vor den heranrückenden sowjetischen Truppen bereits am 18. Januar 1945 beendet. Als ein Glück im Unglück kann noch die Tatsache betrachtet werden, daß fast alle im Schutze der Wehrmacht mit ihren Pferdegespannen die Oder überquerten und nach einiger Zeit den für die Unterbringung vorgesehenen Kreis Gifhorn/ Niedersachsen erreichen konnten. Nach den schweren Anfangsjahren kam mit dem wirtschaftlichen Aufschwung Westdeutschlands, besonders beim Volkswagenwerk, auch ein hoffnungsvoller Neubeginn.



- Einwaggonierung der Deutschen aus der Sprachinsel Mariahilf -



- Treck der Mariahilfer in kahler, verschneiter Winterlandschaft -

Statistische Angaben nach der Reinold'schen Erhebung für Mariahilf und Rakawitz zusammen:

Einwohner ohne Slawen in der Gasse: 186 Familien mit 684 Personen

Besitz der Deutschen: 148 Häuser, 150 Wirtschaftsgebäude, 890 Joch  
( 1 Joch = 0,575 ha ) Ackerland und Wald,  
durchschnittliche Hofgröße 4,78 Joch

Berufe der Deutschen: 11 Landwirte, 52 Häusler ( Besitz unter 2 Joch )  
20 Handwerker, 3 geistige Berufe ( Lehrer )

Schule: 2-klassige deutsche Privatschule,  
die Roseggerschule  
1-klassige polnische Staatsschule,  
Deutsch als Unterrichtsfach  
Religionsunterricht in beiden Schulen deutsch

Kirche: Gottesdienst, Kirchengesang und Predigt deutsch,  
an Hohen Feiertagen auch polnisch

#### Quellennachweis:

1. Die Deutschen in Galizien und in der Bukowina von Raimund Friedrich Kaindl, Verlag Heinrich Keller, 1916, Frankfurt/M
2. Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien von Walter Kuhn, Verlag Aschendorfsche Verlagsbuchhandlung, 1930, Münster/Westf.
3. Buchenland, 150 Jahre Deutschtum in der Bukowina, 1961, Verlag des Süddeutschen Kulturwerkes, München
4. Im Lande der künischen Freibauern, Heimatbuch für den mittleren Böhmerwald, 1979, Verlag Morsak, Grafenau
5. Das deutsche Genossenschaftswesen in Galizien, Wolhynien und im Cholm-Lubliner Land, Verlag C.F.Müller, 1954, Karlsruhe
6. Berichte des Deutschen/Ostdeutschen Volksblattes in Lemberg von 1907 - 1939